Sammlung
verschiedener
die Fieberrinde betreffender
Abhandlungen
und
Nachrichten

R

I. Herrn Johann Douglas, Wundarztens und Mitgliedes der K. Gesellschafft, kurze Nachricht vom Brand, und von der wunderbaren Krafft der Fieberrinde in Hemmung ꝛc. desselben.

II. Des Londnischen Wundarztes, Joh. Shipton, Abhandlung von dem Gebrauch der Fieberrinde im heissen und kalten Brand.

III. Schreiben des Herrn Joh. Wall, der Arzeney Doct an Herrn Eduard Wilmot, der Arzeney D. und Mitgl. der K. G. ꝛc. von dem Nutzen der Fieberrinde in den Kinderblattern.

IV. Herrn Joh. Gray, Mitgl. der K. G. ꝛc. Nachricht von der peruvianischen, oder Jesuiterrinde ꝛc.

V. Des Herrn de la Condamine Nachricht von dem Fieberrindenbaum.

Aus dem Englischen und Französischen in das Deutsche übersetzet,

von

D. Georg Leonhart Huth,

Nürnberg, verlegts J. Mich. Seeligmann, 1760.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede des Ubersetzers.

Daß die Fieberrinde in dem Brand sehr gute Wirckung habe, ist zwar schon seit geraumer Zeit etwas bekanntes; da ich aber letzthin gerne eine umständlichere Nachricht davon haben wollte, und solche in den Versuchen und Anmerckungen einer Gesellschafft in Edinburg rc. zu finden vermeinte, auch selbige deswegen durchblätterte, fande ich, in der Französischen Ausgabe dieser Versuche, und zwar im II. Band, im XXXIV. Artickel folgende Nachricht: Die Fieberrinde, welche in den Wechselfiebern eine so besondere und zuverläßige Krafft äussert, ist nun auch für ein eben so wirckfames

Mittel, in dem von innerlicher Ursache entspringenden kalten Brand, erkannt worden. Es verhält sich aber mit dieser Entdeckung folgendermassen. Im Jahr 1715. gab Herr Rushworth, ein Wundarzt zu Northampton, die Fieberrinde einem am kalten Brand danieder liegenden Krancken, und als er nachgehends, durch mehrere Proben, von der guten Wirckung derselben, in dieser Kranckheit, überzeuget wurde, theilte er seine Entdeckung im Jahr 1731. dem Vorsteher der Wundärzte zu London mit. Herr Amyand bediente sich derselben bald darauf in dergleichen Zufall, und es geschahe siebenmal mit guter Wirckung. Herr J. Douglas bestättigte die Krafft dieses Mittels, durch eine Wahrnehmung welche er im Jahr 1732. herausgegeben,

ben, und bald darauf machte auch Herr Shipton ein Wundarzt, der Königlichen Geſellſchafft, die gute Wirckung bekannt, welche er von ſolcher wahrgenommen hatte.

Herr Rushworth und Herr Amyand, brauchen ſie nur im kalten Brand der von innerlicher Urſache entſtanden; und der erſtere glaubt, ſie ſeye nicht in allen Fällen dieſer Art von gleich guter Wirckung; ſondern vornehmlich alsdenn, wann das Fieber nachläßt, welches der einige Fall iſt, wo er ſolche zu gebrauchen für gut hält. Herr Douglas iſt hingegen der Meynung, es ſeye ſelbige in allen Arten des Brandes von guter Wirckung. Dieſe drey Herren haben alle vier Stunden ein halbes Quint gegeben. Herr

Shipton giebt bis zwey Scrupel, auch hat er sie währenden Fiebers einnehmen lassen. Er ist auch der Meinung, man sollte mit dem Gebrauch derselben, in den krebshaften Schäden und fressenden Flechten einen Versuch machen. Man kan hiervon nachsehen, das Schreiben des Herrn Rushworth; die Nachricht des Herrn Douglas vom Brand, und die philosophischen Transactionen Num. 426. §. 5.

Ich hatte dieses nicht so bald gelesen, als ich diese Schrifften, um solche durchzugehen, zu erhalten bemühet war, und zu meinem Vergnügen fand ich solche auch, in der vortreflichen Büchersammlung unseres berühmten Herrn Doctor und Hofrath Trewens, der nach seiner bekannten Willfährigkeit, jedermann zu dienen, mir solche willig und gerne auf eine Zeit lang

zukommen lies. Des Herrn Rushworth Schreiben mangelte ihm zwar, doch fand ich den Inhalt davon in Herrn Douglas seiner Nachricht vom Brand; und auch von dieser traf ich einen Auszug in den philosophischen Transactionen an, als ich in solchen des Herrn Shipton Abhandlung suchte. Eben damals verlangte Herr Seeligmann von mir, ich mögte ihm etwas aus dem Englischen übersetzen, indem er instehende Michaelismesse gerne was neues haben wollte. Ich rieth ihm sogleich, diese Abhandlungen von der Krafft der Fieberrinde im Brand heraus zu geben, als wovon meines Wissens, ausser dem was in den übersetzten Edinburger Versuchen davon stünde, noch nichts in deutscher Sprache herausgekommen wäre; er würde aber, setzte ich hinzu manchen einen angenehmen Dienst thun, wenn er diese Abhandlungen durch den Druck gemeiner machte; weil viele unter den Gelehrten seyen, welche von den ersten Er-

findern einer Sache gerne unterrichtet wären; und auch über dieses, nicht allen Aerzten und Wundärzten in Deutschland der Nutze den die Fieberrinde im Brand hätte, bekannt seyn würde. Er lies sich nun zwar diesen Vorschlag gefallen, wendete aber dabey ein, es würden diese Abhandlungen zu wenig Bogen anfüllen; ein kleines Buch fände keine Käuffer, und er als ein Künstler wollte mit seinem Grabstichel auch gerne etwas dabey zu thun haben. Diese seine Einwendung aber beantwortete ich damit, daß ich im Durchblättern der englischen Transactionen, nicht nur auch eine Abhandlung von dem Nutzen der Fieberrinde in den Kinderblattern gefunden hätte, welcher den obigen nicht unschicklich beygefüget werden könnte; sondern es fände sich in selbigen auch eine Nachricht vom Herrn Gray in welcher die Beschreibung der Fieberrinde selbst enthalten wäre, dieser aber könnte auch die umständliche Nachricht so Herr

Con=

Condamine in den Memoiren der Französischen Academie davon mitgetheilet hätte, beygefüget werden, und bey dieser fände sich die Abbildung eines Zweiges vom Fieberrindenbaum mit seinen Blättern, Blumen und Früchten; wenn er nun alles dieses zusammen herausgeben wollte, würde er nicht nur ein grösseres Tractätlein, sondern auch selbst etwas dabey zu thun haben. Hierauf entschlos er sich zur Ausgabe; ich aber hoffe nicht umsonst gearbeitet zu haben, wenn auch nur ein Krancker, durch Bekanntmachung dieser Abhandlungen, seine verlohrne Gesundheit wieder erhalten sollte.

Weil in der Nachricht des Herrn Gray von der Fieberrinde auch einer andern Meldung geschiehet, welche im XXIV. Band der englischen Transactionen in der 290. Num. befindlich ist, habe ich solche ebenfals, ob sie gleich nicht richtig zu seyn scheinet, hie beyfügen wollen; weil

doch

doch mancher Leser auch diese zu durchgehen Verlangen tragen mögte.

Schreiben Wilhelm Oliver, der Arzeney Doctor und Mitglieds der Königlichen Gesellschafft, an Herrn Jacob Petiver, Mitglied der Königl. Gesellschafft die Jesuiterrinde betreffend.

„Mein Herr!

Die peruvianische Rinde, kommet von „einem Baum her, der etwann so „gros als ein Pflaumenbaum ist, und „Blätter träget die den Epheublättern „ähnlich sehen, aber nicht völlig so gros, „und allezeit grün sind. Die Indianer „nennen ihn Querango. Man sammlet „die Rinde im Herbst, und man schä„let dieselbe ringsherum, so wohl vom „Stamm als von den Zweigen ab, in„nerhalb vier Monaten aber wächst sie

„wie-

„wieder, wie am Korckbaum. Der „Stamm ist etwann so dick als ein Manns„schenckel: er trägt eine Frucht so einer „Kastanie fast ähnlich siehet, die äussere „Rinde oder Schale derselben ausgenom„men, welche eigentlich China China ge„nennet wird, und von den Einge„bohrnen des Landes höher geachtet wird „als die vom Stamm oder den Aesten ab„geschälte Rinde. Diese Nachricht ha„be ich von einem geschickten Apothecker zu „Cadix in Spanien, im Jahr 1694. er„halten, welcher sich in Peru aufgehalten, „selbige wachsen gesehen, und verschie„denemale selbst gesammlet hat. Aus die„ser Nachricht ziehe ich folgende Anmer„ckung, daß wahrscheinlicher Weise die „China China, oder die Rinde der Frucht „anfangs alleine im Gebrauch gewesen, „und die kräfftigste Arzeney seye, wovon „man nur wenig eingenommen; und daß

„die

„die Rinde des Baumes, erst einige Zeit „nachher ebenfalls gebraucht worden, als „man nachdem die Kräffte dieser Arzeney „in Europa bekannt geworden, dieselbi= „ge häuffiger zu suchen anfieng; doch will „ich es ihrer Beurtheilung überlassen, „ob diese Anmerckung für gültig an= „zusehen seye oder nicht.

Kurze

Kurze Nachricht vom Brand 2c.

Was der Brand seye?

Der Brand ist ein Verlust der natürlichen Wärme, Farbe und Empfindung in den leidenden Theilen.

Die Aerzte und Wundaerzte sind viel bemühet gewesen, den Unterschied zwischen Gangraena und Sphacelus zu bestim-

stimmen; alles was sie aber vorgebracht haben, bestehet blos darinnen, daß Gangraena ein nur in der Oberfläche sitzender, Sphacelus aber ein mehr in die Tiefe gehender Brand seye; daß übrigens beede aus einerley Ursache entstünden, einerley Heilungsart erforderten, und nur secundum Majus et Minus von einander unterschieden wären.

Die Ursachen.

Der Brand entspringt entweder von äusserlichen oder innerlichen Ursachen. Die äusserlichen Ursachen sind: ein Brenneisen, (Cauterium actuale) ein Corrosiv oder äzendes Mittel; (Cauterium potentiale) (zum Exempel wenn man etwas von einem Corrosiv aufleget, um dadurch eine Oeffnung zu machen, so machet solches einen vollkommenen Brand, indem es den Theilen ihre natürliche Wärme, Farbe und Fühlung nimmt) Ferner gehören dahin, grosse Entzündungen, eine

ge=

gesulzte Wassersucht, (Anasarca) ausserordentliche Kälte, vestes Binden, grosse Wunden, Brüche, Verrenckungen rc.

Die innerlichen Ursachen sind: eine üble Beschaffenheit des Körpers, d. i. schlimmes Blut und Säffte, hohes Alter rc.

Die Kennzeichen.

Die Kennzeichen sind so klar, daß sie keiner Erklärung bedörfen.

Kennzeichen des Ausganges.

„Es ist eine ausgemachte Sache, daß „der von innerlicher Ursache entstandene „Brand tödlich seye: denn nimmt man „auch gleich das Glied weg, so kommt „das Ubel doch wieder, und ziehet noth„wendiger Weise den Tod nach sich. Ett„müller.

„Den heissen Brand muß man sogleich „zu heben suchen; der kalte Brand muß „alsobald ausgerottet werden. Boer„haave.

„Ein vom Brand befallenes Glied muß „man abnehmen, damit die gesunden

„Theile nicht angegriffen werden. Es ist „nichts daran gelegen, ob das Mittel si„cher seye, weil es das einige ist. Es ist „besser ein ungewisses Mittel als gar kei„nes anzuwenden. Eine zweifelhafte Hof„nung ist besser als alles verlohren geben. Municks.

„Solte aber der heisse Brand alle eure „Wissenschafft zu nichte machen, und eu„ern besten Bemühungen, so zu sagen, „Trotz bieten; solte er immer mehr um „sich greiffen, und alles töden, was ist „wohl noch übrig? Fürwahr nichts an„ders, so viel mir bekannt ist, als daß ich „mit dem Poeten sage:

„——— Immedicabile Vulnus
„Ense rescindendum est. — Turner.

Die Cur.

Die innerlichen Arzeneyen so die Aerzte einstimmig anpreissen, sind schweißtreibende und giftdämpfende (Alexipharmaca) Mittel.

Die von Ettmüller verordnete äusserlichen Mittel, bestehen, im

Kalchwasser

in einem Uberschlag aus Pferdmist ꝛc.

Municks verordnet:

Weingeist worinnen Theriac zerlassen worden.

Weingeist mit der Aegytiacsalbe.

Das Wasser wider den kalten Brand ꝛc.

Riverius verschreibt

den Schwefelgeist ꝛc.

Doctor Turner verfähret folgendermassen: „Eine über siebenzig Jahr alte Da„me, von hagerer, trockener Leibesbe„schaffenheit, so aber ihre ganze Lebens„zeit über starck und gesund gewesen, wur„de von einem Fieber überfallen; weil sie „aber nicht gewohnt war Arzeney zu ge„brauchen, und glaubte, es würde sich „schon wieder geben, folgte sie ihrem „Sinn, und tranck dünnes mit Molcken „vermischtes Bier (Posset-Drink) und

„anderes ihr angenehmes, verdünnendes „Geträncke, um damit den Durst zu lö„schen; von gifftdämpfenden Mitteln „aber, welche der Natur durch Beför„derung eines Schweisses würden aufge„holffen, oder die Fiebermaterie durch „die Schweißlöcher ausgetrieben haben, „brauchte sie gar nichts. Wenig Tage „hernach zog sich solche in einen der „Schenckel, worauf plötzlich eine Ge„schwulst mit einer Entzündung entstund, „so eine Art einer Phlegmone war, „oder wobey sich etwas von einem Roth„lauf einfand; es nahm selbige hierauf „mit vielem Schmerzen sehr zu, schiene „auch in eine Schwürung zu gehen, „und daher lies sie mich ruffen. Da ich „nun diesen Zufall, welcher von einer in„nerlichen Ursache herkam, in Erwegung „zog, und dabey der Patientin hohes „Alter betrachtete, fürchtete ich zwar ei„nen schlimmen Ausgang, suchte aber

„doch

„doch der Natur, so viel möglich, zu
„Hülffe zu kommen. Doch, um es kurz
„zu machen, am folgenden Tag war der
„Brand da. Nachdem ich nun also hin
„und wieder tiefe Einschnitte gemachet,
„bis etwas Blut geflossen kam, und diese
„Einschnitte vermittelst eines mit Carpey
„umwickelten Suchers betupfte, welcher in
„einer warmen Mixtur von Terpentinöhl
„und Myrrhentinctur, worinnen etwas
„von Aegyptiac zerlassen war, eingetau-
„chet worden, legte ich eine handvoll Werk
„darüber, so mit warmen Camphergeist
„angefeuchtet worden, und umwickelte
„den ganzen Schenckel, mit einem in ge-
„dachte sidendheis gemachte Bähung ein-
„getauchtes und wieder ausgewunde-
„nes Tuch. Nachdem dieses geschehen,
„sagte ich ihren Freunden es wäre keine
„Hoffnang zum Leben übrig, wenn ihr
„der Schenckel nicht abgenommen wür-
„de; es wären aber ihre Umstände, wel-
„che ich wohl überleget, so beschaffen, daß
„auch dieses ein nicht wohl zu rathendes

„Mittel seye; die Natur wäre, wie wir zu
„reden pflegen, zu schwach; die Lebens-
„geister erschöpfet, und ihr Lebenstocht
„beginne allgemach, aus Mangel der nö-
„thigen Nahrung, zu verlöschen; dabey
„gab er ihr innerlich etwas von Mithri-
„dat in einem Glas Canariensect ꝛc.

Hieraus ist zu ersehen, daß der Brand von innerlichen Ursachen, von den Aerzten für unheilbar gehalten werde; und daß sie bey einem Brand von äusserlichen Ursachen nichts gewisses versprechen, wo man das Glied nicht abnimmt. Durum Telum!

Wahrnehmung von einem Brand der durch die Fieberrinde geheilet worden.

Den 22. April 1732. wurde ich funfzehen Meilen weit von der Stadt geholet, um einen Edelmann zu besuchen, der etwas über funfzig Jahr alt war;

war; ich traf bey selbigem Doctor New-ington von Greenwich, und Herrn Wa-de, Wundarzten und Apotheckern zu Bromley an. Als ich eine Untersuchung anstellete, fande ich, daß sein rechter Fuß oben auf dem Rist, nahe bey den mittle-ren Zehen, eines Schillings breit, vom Brand angegriffen seye; der untere Theil des nämlichen Beines war sehr geschwol-len, und an einigen Orten mit Blasen be-setzet; sein Puls war starck, seine Zunge aber trocken. Als ich ihn fragte, ob er sich irgend angestossen, ob er etwas verencket hätte, oder ob er verwundet worden wäre? Gab er zur Autwort, er könnte sich nichts dergleichen erinnern; doch sagten einige Herumstehende etwas von einem engen Schuh, worüber er sich einige Zeit vor-her beklaget hätte, es wäre aber hievon nichts zu reden; und eben deswegen wa-ren wir allesamt der Meinung, das Ubel käme von einer innerlichen Ursache her. Nachdem nun also der Verband zurecht

gemachet worden, fieng ich an den vom Brand angegriffenen Theil zu scarificiren, und schnitte bis auf die Beine hinein, ohne daß er einigen Schmerzen fühlte. Daher machte ich über den ganzen Rist des Fusses, welcher etwas geschwollen war, mehrere Einschnitte, ohne daß er das geringste gefühlet oder empfunden hätte, worüber ich mich nicht wenig wunderte, indem die Haut vollkommen schön aussahe. Ich fuhr diesemnach fort in dem ganzen Vordertheil, unten am Bein, Einschnitte zu machen, worauf ziemlich viel blutiges Wasser ausflos, alleine deme ungeachtet war noch immer keine Empfindung da, daher scarificirte ich bis unter den Kniebug, da er denn etwas zu klagen anfieng, und auch pures Blut auf das Schneiden herausflos. Hierauf wurde das Glied mit einem kräfftigen Uberschlag wohl gebähet, und die Wunden mit Meisseln beleget, so in warmes Terpentinöhl eingetauchet, und mit Digestiv bestrichen waren,

ren, über diese wurde ein aus Habermeel, altem Bier und Londnischen Theriac gemachter Brey übergeschlagen.

Man brachte ihn hierauf zu Bette und der Doctor verschrieb folgendes:

℞. Conf. Raleigh.* *Drach. dimid.* Pulv. e Chel. Cancr. comp. Rad. Serpent. virg.

---

* Conf. Raleigh. ist eine Arzeney so auch in London Walter Raleighs Confection genennet wird. In Quincy Complete Englisch Dispensatory findet sich folgende Formel davon:

℞. Rasur. C. C. Libr. j Carnis viperinae c. corde et hepate Vnc. vj. Flor. Borrag. Roris mar. Calendulae, Ror. Sol. Rosar. r. Sambuci ana Libr. dimid. Fol. Scord. Card. B. Meliss. Dictamn. cret. Menth. Major. Beton. ana Manip. xij. Succi Kermes. Cardamom. maj. Cubeb. Baccar. Junip. Mac. Nuc. mosch. Caryoph. Croci ana Vnc. ij. Cinnam. opt. Cort. Sassafr. Flaved. Cort. Citr. et Aurant. ana Vnc. ij Lign. Aloes, Sassafr. ana Vnc. ij. Rad. Angel. Valerian. silv. Fraxinell. Serpentar. Virg. Zedoar. Tormentill. Bistort. Aristol. long. et rotund. Gentian. Imperator. ana Vnc. jß. Concis. contus. gross. mod. extrah. inde c. Spirit. Vini s. a. Tinctura. Haec filtretur atque

virg. ana *Scrupul. dimid.* Conf. Alkerm. q. s. f. Bol. quarta quaque hora sumend.

---

in B. M. evaporetur ad consistent. Extracti. Residuum a Tinctura expressum comburetur atque ex cineribus fiat Lixiuium, ex quo s. a. Sal miscendum cum dicto Extracto, dein adde Bezoar orient. et occident. ana Vnc. dimid. Margarit. oriental. Vnc. ij. Corall. r. Vnc. iij. Bol. armen. Terr. Sigill. v. C. C. vsti ana Vnc. j Ambr. gris. Vnc. j Moschi orient. Dr. jß. Sacchi. cant. pulveris. Libr. ij f. s. a Confectio.

Dieser Composition wird von Quincy nachfolgendes beygesetzet: „Meines Wissens hat diese Confection „noch in keinem Dispensatorio, als in Bates „seinem gestanden. Sie ist bey einigen Per„sonen in grossen Ruf und Achtung gekommen, „und dieses scheinet auch verursachet zu haben, „daß solche das Collegium nun in die Officinen „aufgenommen. Es ist eine weitläufige und „mühsame Composition; wer sie aber machen „will hat vornehmlich darauf zu sehen, daß das „Extractum gleich anfangs dünne genug gema„chet werde, damit sich die Pulver hernach um „so viel besser darunter mischen lassen, und alles „zusammen die gehörige Consistenz bekomme. „Wie gros aber auch immer die Achtung dieser „Arzeney bey vielen seyn mag, so wiederfähret

mend. ſuperbibend. *Cochl.* 4. Iulap. ſequent.

℞. Aquae Lact. Ceraſ. n. Theriacal. ana *Drachm. iij.* Syr. Croc. *Dr. vj.* m. f. Iulap.

Bi-

„ihr doch mehr Ehre als ſie verdienet: denn „die Wirckung davon mag auch noch ſo kräfftig „ſeyn, ſo kan man ſelbige, mit wenigerer Mühe, „doch noch beſſer erhalten„. In der Pharmacopoeia Londinenſi welche 1746. herausgekommen, und zu Franckfurt am Mayn 1748. nachgedruckt worden, iſt dieſe Confection unter dem Titel: Confectio cardiaca, aber viel kürzer beſchrieben.

Die Aqua lactis, ſo in der zweyten Formel vorkommt, wird von gedachtem Quincy folgendermaſſen beſchrieben:

Aqua Lactis alexiteria.

℞. Fol. Vlmariae, Card. B. Galeg. ana Manip. vj. Menthae, Abſinth. ana M. v. Rutae M. iij. Angel. M. ij. Affund. contuſ. Lactis rec. Cong. iij. atque deſtill. in B. M. vel avenae. „Hier werden „eben diejenigen Dinge ſo in vorigem Diſpenſato- „rio des Collegii vorgeſchrieben waren, dazuge- „nommen, ob ſie gleich nach einiger Meinung ſehr „übel gewählet ſind; doch iſt hier, was das Ge- „wicht derſelben anbelanget, eine Veränderung „gemachet worden.

Bibat Serum lact. Aqu. Theriac. alterat. copiose.

So bald wir uns in ein anderes Zimmer begeben hatten, wurde ich von den andern gefraget, was ich von dem Zufall dieses Herrn hielte? Ich antwortete, ich glaubte daß er in grosser Gefahr seye, nicht nur alleine weil solcher von einer innerlichen Ursache herkäme; sondern auch, weil das Ubel in kurzer Zeit so sehr überhand genommen hätte. Sie versetzten hierauf, wie sie hofften, daß ich es nicht für überflüßig halten würde, wenn sie nach London sendeten, um weiters Rath einzuholen. Ich antwortete, ganz und gar nicht, ja daß ich solches vielmehr wünschte. Da man nun hierauf verlangte, daß ich denjenigen benennen mögte, den man holen sollte, so schrieb ich die Namen der berühmtesten Londnischen Wundärzte auf, als nämlich des Leibchirurgi Dickins, des Ritters Wilh. Cheselden, Herrn Fern,

Herrn

Herrn Petty ꝛc. mit dem Bedeuten, daß sie einen davon; den sie für den besten hielten, wählen mögten.

Den 23. April kamen des Morgens der Leibchirurgus Dickins und Herr Cheselden, und nachdem sie den Patienten besehen und betrachtet hatten, bezeugten sie ihm, daß alles was ihm nöthig und nutzlich seye, geschehen wäre; es schiene als wäre seiner Kranckheit so vorgebauet worden, daß sie nicht weiter würde um sich greiffen können, und hätte er sonst nichts zu thun, als nur so, wie bisher, mit dem Gebrauch der Arzeneyen fortzufahren.

Den vier und zwanzigsten war der Puls noch der nämliche, und der Brand schiene nicht weiter um sich zu greiffen.

Doctor Newington verschrieb folgendes:

℞. Conf. Raleigh. Lap. Contrajervae * ana

* Lapis Contrajeruae, bestehet, nach Quincy, aus folgender Composition:

ana *Scrup. j.* Syr. Croc. q. s. f. Bol. quinta quaque hora sumend. superbibend. *Cochlear.* jv. Julap. praescript.

Den 25. April hatte er ein starckes Fieber, seine Zunge war trocken, und der Brand gieng etwas weiter. Daher scarificirte ich etwas tief, und verband warm.

Den 26. konnte ich nicht mercken, daß der Brand sich weiter erstrecket hätte.

Der Doctor verschrieb folgendes:

℞. Decoct. commun. Clysterii *Vnc.* viij. Ol. Chamaem. Syr. violar. ana *Vnc.* ij. f. Enema hoc Vespere injiciend.

℞. Pulv. e Chel. Cancr. comp. *Scrup* j. Croci angl. Confect. Raleigh. ana *Scrup dimid.*

℞. C. C. vsti pulueri sati, Corall. r. praep. Margarit. Succini al. Oc. Cancr. ana Dr. ij. Rad. Contrajervae pulveris. Chel. Cancr. praep. ana Vnc. dimid. M. fiant c. Solut. Gum. Arab. Globuli.

In der Pharmacopoeia Lond. ist dieser Lapis Contrajervae zu einem Pulvere Gontrajervae geworden.

dimid. Syr. Caryoph. q. ſ. f. Bol. ſexta quaque hora ſumend. Superbib. Cochl. jv. Julap. ſequ.

R. Aqu. Lact. Alex. Menth. ana *Vnc. jv.* Theriacal. *Vnc iij.* Syr. Croci *Dr. vj* f. Julap.

Den 27. wuchs das Fieber, der Brand erſtreckte ſich quer über die Zehen nach dem Ballen des Fuſſes zu; weswegen ich denn tief ſcarificirte, und wieder wie vorher verband.

Den 28. gieng der Brand immer weiter; daher nahm ich das glüende Eiſen zu Hülffe, womit ich alles was verdorben war wegbrannte.

Den 29. nutzte das Brenneiſen nichts, denn der Brand ꝛc. nahm überhand, ſo, daß ich den Seinigen ſagte, ich hätte keine Hoffnung daß er mit dem Leben davon kommen würde. Sie gaben mir gleich dar-

auf zur Antwort, ob er denn nicht durch Abnehmen des Gliedes gerettet werden könnte? Ich erwiederte, daß ich solches nicht glaubte, riethe aber zugleich daß sie die beeden Wundärzte, so bereits zu Rath gezogen worden wären, wieder mögten holen lassen, und wenn diese der Meinung wären, daß das Abnehmen des Gliedes zur Erhaltung des Lebens etwas beytragen könnte, wollte ich solches thun: diesemnach wurde von mir verlanget, ich sollte sie den folgenden Tag mitbringen.

Den dreyßigsten Morgens kamen Doctor Newington, der Leibchirurgus Dickins, Herr Cheselden, und Herr Wade nebst mir in des Krancken Zimmer zusammen: wir fanden das Fieber sehr starck, und die Zunge so trocken, daß man eine Muscatnus darauf hätte reiben können, er hatte ein wildes Ansehen, grossen Durst, war sehr unruhig, und der Brand erstreckte sich bereits bis an die Flechse des Achilles,

les / auch klagte er über eine Härte, und über Schmerzen in der lincken Seite seines Leibes. Als wir uns hierauf in ein ander Zimmer begaben, waren wir einstimmig der Meinung, das Abnehmen des Gliedes würde nichts nützen, und daß er wahrscheinlicher Weise nicht über vier und zwanzig Stunden leben könnte.

Hierauf sagte Herr Dickins, meine Herren, sie sehen, daß wir bey diesen betrübten Umständen mit warmen Uberschlägen, mit Scarificiren und mit dem Brenneisen nichts ausrichten können; Herr Douglas hat alles dieses bereits überflüßig gebraucht, auch hat der Doctor die innerlichen Arzeneyen verordnet welche von den Aerzten in dergleichen Fällen insgemein verschrieben werden, und die Kranckheit will dem ungeachtet doch nicht abnehmen, sondern greifft immer weiter um sich; mein Rath wäre also, wir machten einen Versuch mit der

Fieberrinde, welche in den Brandschäden wunderbare Wirckung hat, wie mir der ihnen allen, als ein rechtschaffener wackerer Mann, bekannte Leibchirurgus Amyand versichert, der zu verschiedenenmalen, in den gefährlichsten Fällen, die Probe damit gemachet hat; auch ist sie in gleicher Absicht vom Herrn Rushworth, einem Wundarzt in Northampton glücklich gebrauchet worden; aus eigener Erfahrung kan ich zwar nicht davon reden, doch sollte ich glauben, daß, wenn sie auch bey gegenwärtigen schlimmen Fall, nichts nutzen sollte, so werde sie doch auch nicht schaden. Herr Cheselden war der Meinung, es könne der Gebrauch davon nicht nachtheilig seyn; setzte aber doch hinzu, wie er niemalen etwas davon gehöret, daß sie bey dergleichen Fällen dienlich wäre, auch glaube er nicht, daß diese oder eine andere Arzeney in gegenwärtigem Fall etwas gutes wircken sollte, ja fuhr er fort, wenn auch gleich die Fieberrinde in Brandschäden nützlich gewesen, so würde man in einem

nem solchen Fall wie genwärtiger wäre, wenn man sie auch gleich gebrauchen wollte, nichts gutes davon zu hoffen haben.

Ich sagte zu Herrn Dickins, wie ich niemalen etwas davon gehöret hätte, daß die Fieberrinde irgend in Brandschäden wäre gebrauchet worden, weil er aber einen so guten Gewärsmann hätte, welcher meiner Meinung nach so viel gelte, als ob er selbst die Probe gemachet, und weil die Fieberrinde hier das äusserste Mittel wäre, so hielte ich davor man sollte solche je ehender je lieber gebrauchen.

Doctor Newington sagte, wir mögten dem Krancken geben was wir wollten, er würde doch, seiner Meinung nach, den folgenden Tag nicht erleben.

Deme ungeachtet, war doch auch Herr Wade begierig eine Probe mit der Fieberrinde zu machen, und verlangte bald darauf von dem Doctor, er mögte dieselbe zu diesem Ende verschreiben; alleine der Doctor schlug solches ab, mit dem Zusatz, es

wäre dieses ein so ungewöhnliches Verfahren, daß er nicht gerne etwas damit zu thun haben mögte; worüber sich niemand wundern wird, wenn man betrachtet, daß hier etliche Wundärzte, welche nicht Ansehen genug hatten, in der einmal vestgesetzten Practic etwas zu ändern, einem Doctor einreden wollten: Unterdessen wurde die Fieberrinde doch noch diesen Abend, auf folgende Weise, gegeben:

℞. Cort. Peruuian. opt. subtiliss. pulv. *Drach. dimid.* Confect. Alkerm *q. s. f. Bol.* quarta quaque hora sumendus.

Als ich nach Hause gieng, sagte ich den Bedienten, wenn er etwann diese Nacht sterben sollte, so mögten sie mir den folgenden Morgen bald Nachricht davon geben.

Den 1. May gegen Mittag besuchte ich ihn wieder, aber an statt denselben tod zu finden, wie ich vermuthet hatte, sagten sie mir

mir gleich an der Thüre, er hätte eine gute Nacht gehabt: ich begab mich denn sogleich in sein Zimmer, und fand mit Verwunderung, daß es sich sehr mit ihm gebessert hatte. Sein Puls war ruhig, die Zunge feuchter, das wilde Ansehen war weg, und er sagte, er hätte, von Anfang seiner Kranckheit keine Nacht hindurch so gut geruhet, als in der verwichenen. Als ich den Verband aufmachte, fande ich nicht, daß der Brand weiter gegangen wäre. Er hatte zur Zeit nur vier bis fünfmal von der Fieberrinde genommen. Der Doctor kam nicht, weil er glaubte er wäre gestorben.

Den 2. May hielt die Besserung noch immer an, auch fieng der Schaden an etwas feucht zu werden. Der Patient muste fünf- bis sechsmal zu Stuhl gehen. Daher hielte der Herr Wade, nebst mir, für gut, jedem aus der Fieberrinde bereiteten Bissen 3. Tropfen vom Laudano liquido beyzusetzen, welches bald erwünschte Wirckung that.

Den 3. May fand ich zwey grosse Abscesse, an jedem Knöchel einen. Da der innere der größte war, öffnete ich ihn am ersten, und erhielte dadurch vier bis fünf Unzen gutes Eyters, hierauf öffnete ich auch den andern, und fande fast eben so viel Materie. Nun konnte ich den vordern Theil meines Fingers, leichtlich, durch die innere Wunde in die äussere, zwischen der Flechse des Achilles und den Knochen des Fusses bringen, obgleich die äussere Geschwulst, nach Oeffnung der innern, nur wenig eingesessen war.

Diesemnach war die Gewalt des Fiebers durch die Rinde geschwächet worden, und die Natur kam dadurch in den Stand diese Abscesse zu machen, welches ein untrügliches Zeichen war, daß der Brand nun nicht weiter um sich greiffen könnte; daher verordneten wir, man sollte die Fieberrinde nur alle sechs Stunden eingeben.

Den 4. May sprachen der Leibchirurgus Dickins und Herr Cheselden bey mir ein,

ein, da ich ihnen denn von der wunderbaren Veränderung so sich bey unserm Patienten, seit dem Gebrauch der Rinde gezeiget hätte, Nachricht gab: sie verwunderten sich, und vernahmen diese so baldige Besserung mit Vergnügen, Herr Cheselden aber muste nunmehr glauben, daß ihn die Rinde aus des Todes Rachen gerissen hätte. Bald darauf verlies ich sie, um meinen Patienten zu besuchen. Als ich zu ihm kam, fande ich einen stärckeren Puls, die Zunge war etwas trocken, und der Schade war auch nicht mehr so feucht als des Tages vorher; deswegen verordneten wir, die Rinde sollte wieder alle vier Stunden eingenommen und ein Glas rechten Madera Weines nachgetruncken den.

Den 5. May schlug sein Puls ordentlich, es war sattsame und gute Schwierung da, auch war er ganz munter.

Den 6. May befand er sich nicht wohl, und sein Puls schlug heftiger als den Tag

vorher; deswegen frug ich ihn, ob er die Rinde nach Verordnung genommen hätte? Ja, ja, war die Antwort, er hat nicht einmal unterlassen solche zu nehmen, die Ursache seines Ubelseyns kommt nicht daher, es ist zu viel mit ihm, von einer ganz unangenehmen Sache gesprochen worden. Als ich nun hierauf fragte, wer denn mit ihm gesprochen hätte, und wovon die Rede gewesen wäre? so vernahm ich daß ein Juriste, ohne zu fragen ob es die Bedienten erlauben dörften oder nicht, zu ihm in sein Zimmer gegangen wäre, und ungeachtet seiner Kranckheit, die Höflichkeit gehabt hätte ihm zu hinterbringen, wie er einen Herrn mit sich hergebracht hätte, welcher, wie er glaubte, sein rechtmäßiger Erbe wäre rc. Fürwahr ein vortrefliches Gespräch! Leute die vollkommen gesund sind, hören nicht gerne von ihren Erben reden, sonderlich wenn es Fremde sind, wie viel weniger solche, so gefährlich kranck liegen. Ich befahl daher den Seinigen eyfrigst an, sie sollten

nicht erlauben, daß jemand etwas mit ihm spräche, als blos von seiner Genesung.

Den 7. May fand ich seinen Puls ganz gut, auch war genugsame Schwürung da rc.

Den 8. schnitte ich die vier kleineren Zehen, weil sie ganz abgestorben waren, hinweg.

Den 12. wurde Doctor Newington, der ihn seit den dreysigsten April nicht besuchet hatte, zu ihm geruffen; dieser vernahm die mit dem Patienten vorgegangene Veränderung mit Vergnügen, und bat uns mit der Cur fortzufahren.

Den 14. kam Herr Cheselden zu mir, mit dem Vermelden, daß er meinen Patienten besuchen wollte. Ich fragte, wer ihn denn ohne mein Wissen und Verlangen geruffen hätte? Er antwortete, einer von den Erben des Vermögens meines Patientens (der wie ich glaube, befürchtete, man trüge nicht gnug Sorge für ihn) hät-

hätte ihn ruffen lassen. Ich versicherte ihn, daß es wircklich nicht nöthig wäre eine Consultation zu halten, sonst würde ich dem Leibchirurgo Dickins und auch ihm Nachricht davon gegeben haben; ich hoffte also, derjenige so ihn hätte holen lassen, würde ihn auch bezahlen, und wenn dem so wäre könnte er sich täglich die Hälfte der Bezahlung senden lassen, wenn er solches für gut befände. Hierauf giengen wir mit einander fort. Nachdem der Fuß des Patienten aufgebunden worden, und Herr Cheselden sahe, daß alle gemachte Wunden, wohl und häuffig flossen; daß sich die lebenden Theile von den abgestorbenen völlig abgesondert hätten, und die Haut gleich zerrissenen Lumpen ringsherum herabhieng, war er über die Ansicht dessen, was er das letztemal, als er am dreysigsten April da gewesen, so wenig vermuthet hatte, voller Verwunderung. Er sagte hierauf dem Krancken, sein Fuß wäre in den besten Umständen,

und

und es wäre weiter nichts zu thun, als daß man so mit der Cur fortführe.

Den 18. May hatte er zweymal ziemliche Leibesöffnung, und die Wunden flossen sehr starck; da es nun schiene als ob ihn solches etwas schwächen wollte, wurde ihm eine Mixtur von Diascordio Fracast. verordnet, welche er nehmen könnte, wenn sich mehr Oeffnung einfände, auch sollte den aus der Fieberrinde verordneten Bissen, etwas vom Laud. Liquid. beygemischet werden.

Den 20. öffnete ich am innern Knöchel einen grossen Sinum.

Den 21. wurde der Doctor wieder geruffen, welcher ganz vergnügt war, als er ihn so wohl antraf.

Den 24. fand ich nebst Herrn Wade für gut, ihm die Fieberrinde nur alle sechs Stunden zu geben.

Den 28. zeigten sie mir auf dem Rist seines andern Fusses eine oedematöse Geschwulst;

schwulst; worauf wir ihm verordneten, er sollte die Fieberrinde nicht mehr nehmen, und etwas mehr Wein trincken. Nunmehr hatte er die Fieberrinde drey und zwanzig Tage lang, alle vier Stunden, folglich bey 10. Unzen, genommen.

Den 29. verordnete ich, man sollte seinen lincken Fus, alle Morgen, mit warmen Wasser, Kleye und Seiffe waschen, um den Unrath der sich wie Schuppen angeleget hatte, hinweg zu bringen, indem dadurch die Ausdünstung rc. verhindert würde; auch verordneten wir ihm einen bittern Tranck, wovon er des Tages dreymal nehmen sollte.

Den 30. May war die ödematöse Geschwulst etwas eingesessen, auch würde ich ihn purgiret haben, wenn ihn nicht die Natur zwey- bis dreymal zu Stuhl getrieben hätte.

Den 31. fand ich ihn ganz munter und die Wunde wohl beschaffen, daher nahm ich

das-

dasjenige Bein des Mittelfusses hinweg, worauf die kleine Zehe stehet.

Den 2. Junii wurde unser Patiente von einem alten Edelmann besuchet, welcher einfältig genug war, ihm folgendes vorzusagen: „er höre seine Wundärzte hätten „an ihm Versuche gemachet, welche ihn so „leicht hätten töden, als curiren können; „wie auch, daß sie täglich seinen Fuß zer„schnitten und zerfleischten, unter dem „Vorwand, ihn zu erhalten; er wäre „aber versichert, so wie er von andern, „welche gleiche Profeßion hätten, ver„nommen, daß die Sache nur verlängert „würde: denn nichts würde helffen, wenn „man nicht das Glied abnehme; und es „wird gleichviel seyn, mein Herr, setzte „er hinzu, ob man ihnen dieses früher oder „später saget.„ Was reden sie da? antwortete unser Patiente, Herr Douglas versichert mich, ich seye ausser aller Gefahr. „Er kan es immer sagen, versetzte „der alte Edelmann, ich weiß es besser: „curiret er sie, ohne ihnen den Fuß abzuneh-

„nehmen, so werde ich der erste seyn, wel-
„cher rühmen wird, daß er an ihnen Wun-
„der gethan habe; alleine ich weis so wohl
„als irgend jemand, wie die Sachen ge-
„hen:„ Hierauf wurde unser Patient ziemlich unruhig, weswegen man ihn dann auch bat, ein anderes Gespräch anzufangen.

Den 3. Junii fande ich am vordern und mittleren Theil seines Beines ein Geschwür, durffte aber nichts von Oeffnen sagen, indem ich fand, daß er, wegen dessen was ihm des vorigen Tages, vom Schneiden und Zerfleischen vorgeredet worden, voller Furcht war. Daher nahm ich Gelegenheit seinen Leuten zu sagen, ich würde den folgenden Tag den Leibchirurgum Dickins mitbringen, um ihn zu bedeuten, daß es unumgänglich nöthig wäre, solches zu öffnen.

Den 4. besuchte ihn der Leibchirurgus Dickins, und sahe mit Vergnügen, daß es nunmehr viel besser mit ihm stünde, als

da

da er das letztemal bey ihm gewesen, war auch mit mir einig, daß das Geschwür sogleich geöffnet werden müste: er erlaubte also solches, ob er gleich viel schwerer daran kam, als vorher niemals; und also machte ich eine bey zwey Zoll lange Oeffnung, erhielte auch bey drey bis vier Unzen Materie.

Den 4 Junii hies ich ihm auf Einrathen des Leibchirurgi Dickins, etwas Sauerwasser mit seinem Wein trincken, auch vergrösserte ich die, des Tages zuvor, gemachte Oeffnung mit meiner Scheere, ehe er solches gewahr wurde.

Den 6. stunde alles gut, und das Sauerwasser bekam ihm wohl.

Den 7. nahm ich ein anderes Bein vom Mittelfus hinweg.

Den 9. schnitte ich ein Gelencke eines Beines des Mittelfusses entzwey, um da-

dadurch die Absonderung desselben zu befördern.

Den 15. schnitte ich in die Rufe im holen Fuß, und machte dadurch einem grossen Theil einer zähen Materie Lufft, hernach schnitte ich alles was von der Rufe los war hinweg, wodurch ich einen grossen Schwamm entdeckte, der unter den Rufen, von den Beinen der Fußwurzel gewachsen war.

Den 16. schnitte ich den Rest von den Beinen des Mittelfusses hinweg, und bestreute den Schwamm mit rothem Präcipitat.

Den 19. fande ich das Schienbein um die Mitte entblöset, dabey auch einen grossen Sinum, und viel Materie, daher zeigte ich an, daß es nöthig wäre, mit dem Leibchirurgo Dickins und Herrn Cheselden eine Consultation zu halten.

Den

Den 21. begaben sich der Leibchirurgus Dickins und Herr Cheselden nebst mir zu ihm, da denn der grosse Sinus geöffnet, auch wieder wie vorher verbunden wurde.

Den 22. öffnete ich einen kleinen Sinum hinten am Fuß; die Wunden flossen starck, wovon er schwach wurde, und den Appetit verlohr.

Den 23. war die Materie stinckend, und flos zu starck.

Den 24. schien die Materie mehr zu, die Kräfften aber abzunehmen; deme ungeachtet öffnete ich doch wieder zwey Sinus.

Den 25. nahm die Materie immer zu; alleine ich öffnete doch wieder einen Sinum, zeigte aber zugleich an, ich wäre fast müde täglich einen Siuum um den andern zu öffnen, ohne meinen Endzweck zu erreichen, nämlich der Menge der Materie

dadurch Abbruch zu thun; auch hielte ich davor das Schienbein mögte weiter angefressen seyn, als wir sehen könnten, und dieses wäre wohl die Ursache, daß immerzu so viel Materie ausfließe; meiner Meinung nach würde er solches nicht lange ausstehen können, daher wäre es besser den Fuß abzunehmen, ehe es zu spat seyn mögte, diesemnach verlangte ich mit beeden oben benannten Herren wieder eine Consultation zu halten. NB. Das Geschwür erstreckte sich damals von dem Solenmuscel (Soleus), das ist, gerade von der Holigkeit unter dem Knie an, längst der innern Seite des Schienbeines herab, bis an die Ferse; auch war es an manchen Orten sehr breit, an manchen aber sehr tief. Alle Knochen der Zehen und des Mittelfusses waren weg, die an der Fußwurzel aber vom Beinkrebs angegriffen.

Den sechs und zwanzigsten konnte ich ihn nicht besuchen, den sieben und zwanzig-

zigsten aber, brachte ich den Leibchirurgum Dickins und Herrn Cheselden mit, und Doctor Newington traf uns bey dem Patienten an. Wir vernahmen gleich bey unserm Eintritt vom Herrn Wade mit Vergnügen, daß am vorigen Tag das Fliessen der Materie ziemlich nachgelassen, welches sonder Zweifel daher kam, weil die Sinus alle geöffnet waren. Als wir auch das Bein aufbanden, fanden wir, daß die Materie mercklich nachlies, auch war kein Sinus mehr zu finden. An statt also den Fuß abzunehmen, beschlossen wir vielmehr, auf vorige Weise fortzufahren, doch aber eine Zeitlang des Tages zweymal zu verbinden. Der Doctor verordnete nichts, sondern riethe, wir sollten mit dem bittern Tranck ꝛc. den er damals gebrauchte, fortfahren.

Den 28. fand ich das Geschwür gut beschaffen, und die Materie lies nach.

Den 1. Julii riethen wir ihm von einem durch Anbrühen aus der Fieberrinde bereiteten Tranck, des Tages zwey= biß dreymal zu trincken.

Den 8. wurde er das erstemal, in seinem dreyräderigen Wagen, in seinen Garten gefahren, um frische Luft zu schöpfen.

Den 12. nahm ich das Würffelbein, und drey kleine Knochen der Fußwurzel hinweg.

Den 16. sonderte ich das Schifbein ab, und lies nur den Sprung nebst dem Fersenbein stehen.

Den 5. Augusti schnitte ich mit dem Messer den grossen Schwamm weg, der vom Fersenbein seinen Ursprung hatte, und dem Patienten so lange beschwerlich gewesen, hernach bediente ich mich um das Blut zu stillen, und die Wurzel des Schwammes zu vertilgen, des Brenneisens. NB. Ich hatte bereits vorher den rothen

rothen Präcipitat, den römischen Vitriol die Spiesglasbutter, ja so gar das Brenneisen, nach einander verschiedene male gebrauchet; konnte ihn aber nicht wegbringen.

Den 29. gieng ein Stück vom Fersenbein weg.

Den 4. September nahm ich den ganzen Sprung, nebst dem Rest des Fersenbeines, meiner Meinung nach, weg. Da diese beede Beine heraus waren, war ein Loch da in welches man ein Entenev legen konnte. Hinten fande sich ein hornartiges Gewächs, welches von der Flechse des Achilles seinen Ursprung zu haben schien; vornen war der Rest vom Fleisch, welches auf dem Rist des Fusses gelegen hatte, oben aber schlos sich das Loch mit dem Ende des Schienbeines. Auf diese Beine folgte ziemlich viel Blut, weswegen ich denn das Loch mit Carpey anfüllte, und vest verband.

Den 6. schnitte ich das grosse hornartige Gewächs mit dem Messer weg, welches am Ende des Schienbeines, wie einen halben Mond machte. Es schien nicht, als ob in selbigem ein Knoche wäre, doch wollte mein Messer nicht fort, als ich halb durch war, worüber ich mich etwas wunderte, weil ich glaubte, das Fersenbein sey ganz weg; alleine es stack noch ein grosses Stück in der Mitte des Schwammes. Ich schnitte also etwas höher hinauf, nach der Flechse des Achilles zu, da es sich denn leichtlich ringsherum ablösete. Es flos frisches Blut hernach, daher ich denn eine Arterie, woraus es hervorsprützte, unterband, den Rest aber mit dem Brenneisen stopfte, wodurch zugleich die Wurzel des Gewächses vertilget wurde. Merkwürdig war es, daß der Beinkrebs das Ende des Schienbeines nicht angegriffen hatte, ungeachtet diese faulen Beine so lange da gewesen waren.

Den 13. September waren alle Rusen abgesondert, das Schienbein war mit einem

nem körnichten Fleisch überzogen, die Lippen dünne, und die Materie, so guter Art war, flos mäßig.

Den 8. November befand sich der Patient in meinem Hauß, und da wurde der Leibchirurgus Dickins geruffen um ihn zu besuchen, welcher das lange Geschwür, so vom Knie bis an die Ferse gieng, wovon oben Bl. 36 gedacht worden völlig mit einer Narbe geschlossen fand; und obgleich alle Knochen des Fusses hinweggenommen worden, so war doch das Geschwür am Ende des Schienbeines nicht über einen Schilling breit, und von so guter Beschaffenheit als man nur immer wünschen konnte; übrigens war der Patient frisch und gesund. Ich lies ihm sodenn von dem vortreflichen Künstler Herrn Dappe ein hölzernes Bein machen, um solches am Knie zu bevestigen, damit er sich mit Gehen eine Bewegung machen könnte, bis etwann das Geschwür gar geschlossen sey mögte.

Anmerckungen über vorige Geschichte.

Aus obiger Geschichte erhellet sonder Zweiffel ganz klar und deutlich, daß die Gewalt des Fiebers, welches ungeachtet aller innerlichen und äusserlichen Mittel, so wir nur acht Tage lang gebrauchen konnten, beständig zunahm, und wodurch unser Patient, nach der Meinung aller seine Freunde, schon so weit gebracht worden, daß er mit einem Fuß im Grab stund, innerhalb weniger Stunden, vermittelst der Fieberrinde so vermindert wurde, daß der Brand nicht weiter um sich greiffen konnte, und die Natur in den Stand gesetzet wurde, die bereits gemeldeten Abscesse zu formiren, und zwischen den lebendigen und toden Theilen eine Absonderung zu machen, so, daß wir hernach wählen konnten, ob wir das Abfallen der Rusen, und die Absonderung oder Abblätterung der Beine erwarten, oder auch nach Befinden die Amputation vornehmen wollten. Alleine die Amputation

tation vorzunehmen, ehe der Brand gänzlich gestillet ist, sonderlich wenn solcher von einer innerlichen Ursache entsprungen, wie bisher nur gar zu offte geschehen, heisset nichts anders als des Patienten Tod beschleinigen: denn der Brand bricht von neuem am Rumpf aus, und alsdenn ist der arme Patient übler daran als vorher.

Alles dessen aber ungeachtet, was bisher ist gesaget worden, wird man mir doch sonder Zweiffel einwenden, daß wenn man auch gleich zugebe, die Fieberrinde habe in dem angeführten Fall so ausserordentliche Wirckung gehabt, so mache doch eine Schwalbe noch keinen Sommer; hierauf aber will ich mit demjenigen antworten, was mir Herr Ruschworth und der Leibchirurgus Amyand von selbiger berichtet haben.

Herr Rushworth eine Wundartzt in Northampton lies den achtzehenden

October, 1731. an den Vorsteher und die übrigen Vorgesetzten der Wundärzte zu London ein Schreiben ergehen, worinnen er folgende Nachricht, vom Gebrauch der Fieberrinde in Brandschäden, mittheilet.

„Im Jahr 1751. wurde ich zu einem „Mann beruffen, welcher am Fuß den „Brand von einer innerlichen Ursache be„kommen. Er hatte ein sehr starckes Fie„ber, und einen, in dergleichen Fall ge„wöhnlichen, unordentlichen Puls. Ich „machte in den brandigen Theil tiefe Ein„schnitte bis auf das Bein, und scarifi„cirte ringsherum, so weit eine Entzün„dung zu sehen war, bediente mich auch „des gewöhnlichen Verbandes. Hierauf „verminderte sich das Fieber, der Puls „gieng nicht alleine ruhiger, sondern auch „ordentlicher, und wenig Tage darnach „war am Rand eine Schwürung da. Ich „muste hierauf die Cur einem Apothecker „überlassen, wurde aber bald wieder ge„ruf-

„ruffen, weil sich das Fieber von neuem
„eingefunden, und der Brand weiter
„um sich gegriffen hatte. Ich that wieder
„was ich zuvor gethan hatte, und er-
„hielte die nämliche Wirckung; alleine
„die vorigen Zufälle stellten sich alle zum
„drittenmal ein, liessen aber auch wieder
„nach, als ihnen, wie vorher, begegnet
„wurde. Ich hielte nicht für dienlich das
„Bein abzunehmen, weil das Ubel zu off-
„te wiedergekommen war, und der Feh-
„ler in dem Geblüte und den Säfften
„sich befande. Doch die Vorsicht gab
„mir ein, daß ich in diesem Fall, währen-
„der Zeit da das Fieber nachlies, die Fie-
„berrinde gebrauchen hies, und diese that
„mehr als ich hoffte: das Fieber blieb auf-
„sen, das Bein wurde abgenommen, und
„ich habe diese Person noch viele Jahr
„nachher frisch und munter gesehen. Seit-
„deme habe ich zu verschiedenenmalen in
„den nämlichen Fällen, gleiche Wirkung,

„nicht

„nicht sonder Vergnügen, von der Fie-
„berrinde gesehen.

Nun fragt es sich: sollte wohl ein Wundarzt, den die Vorsicht so glücklich leitet, nicht eben sowohl berechtiget seyn, innerliche Arzeneyen zu verschreiben, als derjenige, den solches Recht irgend eine hohe Schul von Europa gegeben hat? In der That die Wirckung war hier so sonderbar, als die Autorität worauf sich der Wundarzt stützte: denn ob er gleich eine gemeine Arzeney in einem nicht gemeinen Fall verordnet, so erhielte er doch dadurch seinen Patienten, welcher gewiß würde verlohren gewesen seyn, wenn er in seiner Cur bey der Regel geblieben wäre.

Im verwichenen October lies Herr Rushworth, den angeführten Brief, mit Zusätzen von neuem unter folgendem Titel drucken: Schreiben an den Leibchirurgum Amyand, vom 5. Aug. 1732. &c. worin-

innen er saget: „Sie werden mir auch er-
„lauben zu melden, daß als ich den Ge-
„brauch der Fieberrinde zu bald unterlies,
„eine Patientin von mir innerhalb fünf
„Tagen von neuem vom Brand befallen
„wurde, (S. S. 16.) da ich aber scarifi-
„cirte und solche wieder gebrauchte, so
„stellte sich sogleich die gute Wirckung
„wieder ein, und nunmehr ist sie völlig ge-
„sund, ja, ob sie schon vorher von ziemlich
„übler Leibesbeschaffenheit war, so befin-
„det sie sich nun viel besser, als vor einigen
„Jahren, wie ihr Ansehen jedermann zei-
„get, der sie nur vorher gekannt hat, ob
„sie gleich funfzig Jahr alt ist. ---- S. 35.
sagt er in dem nämlichen Tractätgen:
„Es ist nöthig daß ich allen Wundärzten
„zu wissen mache, was ich unserer Com-
„pagnie bereits angezeiget, daß man näm-
„lich mein gedrucktes Schreiben nicht un-
„recht verstehen und glauben müsse, als
„ob die Fieberrinde in allen Brandschä-
„den

„den von jeder innerlichen Ursache gute „Wirckung habe: denn in einigen ist sie „nicht sicher zu gebrauchen, wie die Wund„ärzte von sich selbst einsehen werden.

Es würden ihm aber so wohl die Aerzte als Wundärzte vielmehr Danck wissen, wenn er die Fälle angezeiget hätte, in welchen der Gebrauch derselben die erwünschte Wirckung nicht hat, als daß sie erst solche durch Muthmassungen ausfindig machen sollen.

In dem nämlichen Tractätgen findet sich auch ein Brief vom Leibchirurgo Amyand an Herrn Rushworth vom 29. Julii 1732. worinnen er vom Gebrauch der Fieberrinde in Brandschäden folgende Nachricht mitgetheilet: --- Ich habe hie„mit die Ehre ihnen für ihre Zuschrifft „vom 17. dieses zu dancken, und zu berich„ten, daß ich, nach ihrem Exempel, die „Fieberrinde in allen Brandschäden mit „derjenigen guten Wirckung gebraucht „habe, als andere, die eben daher, wie

„sie

„sie melden, bewogen worden, sich der-
„selben zu bedienen. Ich habe wircklich
„einen 78. jährigen Herrn in meiner Cur,
„der dieser Arzeney sein Leben zu dancken
„hat. Seine Kranckheit bestunde in ei-
„nem, nach einer Entzündung entstande-
„nen, heissen Brand. Die gewöhnlichen
„Mittel schienen die Gefahr gehoben zu
„haben; weil aber das Fieber nicht ab-
„nahm, zeigte sich bald der kalte Brand,
„dessen Wachsthum nichts hindern konn-
„te, bis die Fieberrinde gebraucht wurde, da
„denn in vier und zwanzig Stunden, und
„wohlehender, die Absonderung anfieng,
„und sich gutes Eyter zeigte. Ein gleiches
„wiederfuhr auch einem Juden, bey dem
„der kalte Brand vor drey Wochen, un-
„geachtet aller gebrauchten Mittel, und
„verschiedener Wundärzte, überhand ge-
„nommen hatte.

„Ich habe dieselbe nun bereits in sie-
„ben Fällen gebraucht, da in jedem die

„Umstände verschieden waren, und doch
„hat die Fieberrinde allezeit wohl ange-
„schlagen. Erst vor wenig Tagen gescha-
„he solches bey Meister Delenor, Badern
„in der Johannisgasse, bey welchem ein
„Brand entstund, nachdem seine Wasser-
„süchtigen Füsse an verschiedenen Orten
„geöffnet wurden, da die Fieberrinde, noch
„vor Verflus von vier und zwanzig
„Stunden, dem Brand Einhalt that, so,
„daß die Rufen sich abzusondern an-
„fiengen; weil aber der Patient die Gelb-
„sucht hatte, und durch vieles Abführen
„sehr entkräfftet war, so kam der Brand
„von neuem und grief den andern Fuß an,
„und ob er gleich davon starb, so hatte die
„Fieberrinde doch solche Krafft geäussert,
„daß ich glaube, es erhelle aus diesem und
„andern Fällen, wie wir uns die Hoff-
„nung machen können, vermittelst der
„Fieberrinde, den Brand der von einer
„innerlichen Ursache entspringet, eben so
„gewis zu heilen, oder wenigstens zu stil-
„len,

„len, als gewis wir mit solcher ein kaltes „Fieber vertreiben

Ich bin rc.

Claud. Amyand.

NB. Herr Rushworth gab die Fieberrinde, als das Fieber nachlies, Herr Amyand und wir, im Fieber selbst, und doch war die Wirckung einerley; hieraus aber erhellet, daß zwischen dergleichen Fiebern und den Wechselfiebern ein Unterschied seye, indem jedermann bekannt ist, daß die Fieberrinde schädlich seye, wenn sie im Fieber selbst gegeben wird. Herr Rushworth saget, die Fieberrinde zeige ihre Wirckung nicht in allen Brandschäden, welche von einer innerlichen Ursache entspringen; der Leibchirurgus Amyand aber schreibet, aus der Erfahrung, sie seye in allen Brandschäden von innerlicher Ursache dienlich. Herr Rushworth entdeckte diese ausserordentliche Wirckung der Fie-

berrinde im Jahr 1715. und gab hievon, wie er saget, verschiedenen Aerzten und Wundärzten Nachricht; unterdessen haben wir niemalen etwas davon vernommen, bis erst seit kurzen der Leibchirurgus Amyand den Gebrauch derselben eingeführet. Weder dieser, noch Herr Rushworth hat angezeiget, wieviel er von der Rinde auf einmal gegeben habe; wie oft der Gebrauch davon wiederholet, oder wie lange damit fortgefahren worden. Diesen Fehler habe ich in gegenwärtiger Nachricht sorgfältigst zu verbessern gesuchet.

Seit der Zeit da ich das Vergnügen gehabt habe, eine Person zu sehen, welche durch Hülffe der Fieberrinde, von einem sehr hefftigen Brand, der von einer innerlichen Ursache entsprungen befreyet worden, da alle andere Mittel nichts helffen wollten; habe ich mir mit der Hoffnung geschmeichelt, es mögte dieselbe auch in solchen

chen Brandschäden, so von äusserlichen Ursachen entspringen nützlich seyn. Als zum Exempel, bey allen schweren Operationen, beym Steinschnitt, beym Terpaniren, bey Amputationen ꝛc. kommt allezeit ein Fieber, welches allerdings seinen Nutzen hat, wenn es nicht zu starck ist; alleine es wird nur gar zu offt so hefftig, daß es durch kein bisher gebrauchtes Mittel zu dämpfen ist, daher denn in der Wunde ein Brand entstehet, der Krancke zu fabeln anfänget, und bald darauf stirbet. Ob nun die Fieberrinde in Hemmung dieses Fiebers nicht eben so wohl, als in dem andern, gute Dienste thun sollte, muß die Zeit und Erfahrung lehren; doch läßt mich die Aehnlichkeit der Fälle hierinnen alles gutes muthmassen.

Der ehemalige Doctor Richard Morton, gibt uns in seiner Abhandlung von Wechselfiebern, eine lange und umständliche Nachricht von den Meutereyen, so

einige Aerzte und Apothecker, wieder die Einführung des Gebrauchs der Fieberrinde, gleich anfänglich erreget haben wohin ich den Leser verwiesen haben will.

Die vornehmsten Gründe so sie dawider anführten, bestunden, wie er meldet, darinnen, daß sie sagten, so bald diese kurze und leichte Art die Fieber zu curiren, würde eingeführet werden, würde jeder sein eigener Doctor seyn wollen, und folglich würden so wohl die Apothecker als die Aerzte nichts zu verdienen haben rc. Eben daher zweifle ich keineswegs, der neue Gebrauch der Fieberrinde werde ein gleiches Schicksal von solchen Leuten zu gewarten haben, welche, wenn gleich von ihnen selbst niemalen etwas nützliches entdecket, oder irgend etwas verbessert worden, doch allezeit bereit sind, sich denjenigen, die dergleichen thun, zu widersetzen.

Der Baronet, Sir Hans Sloane, erster Leibartzt des Königes, Präsident der Königlichen Societät und des Collegii

gii Medici, welches drey Ehrenstellen sind so vorher niemand zugleich gehabt, giebt in der Vorrede zu dem ein und zwanzigsten Band der Philosophischen Transactionen der Königl. Societät, welchen er als damaliger Secretair im Jahr 1699. herausgegeben, folgende Nachricht von den Bewegungen, so die Aerzte gegen die Einführung der Fieberrinde gemachet haben.

„Der Schaden welchen die Hypothesen „und ihre Urheber dadurch angerichtet, „weil sie die Leute gehindert haben ferne„re Untersuchungen anzustellen, indem sie „solche von dem rechten Weg abgebracht, „und ihre Einbildungen für Wahrheiten „ausgegeben, ist unsäglich. Dieses zu er„läutern kan die Jesuiterrinde dienen, wel„cher sich die Aerzte ungefähr von 1640. „an, bey zwanzig Jahren lang widersetzet „haben. Die Gründe so sie dawider an„führten bestunden darinnen, daß sie die

„Säfftenicht änderte oder ausführte, wel-
„che dazumal, nach der Hypothese der mei-
„sten Aerzte, für die Ursache der Fieber ge-
„gehalten wurden; alleine ein schlechter
„Indianer, welcher am ersten lehrte wie
„man ein kaltes Fieber curiren könne, wor-
„an die Gemahlin des Grafen de Chinon,
„der im Jahr 1633. Gouverneur von Pe-
„ru war, kranck lag, hat mit einer schlech-
„ten Arzeney, ohne alle Zubereitung der-
„selben, alle Hypothesen und Theorien von
„kalten Fiebern zu nichte gemachet, wel-
„che in mehr als zwanzig, ich will nicht sa-
„gen hundert Büchern behauptet wur-
„den, und allerdings Schaden thaten/
„weil sie hinderten, daß die Menschen sich
„nicht ehender eines so unschuldigen und
„nützlichen Mittels zu ihrem Vortheil hat-
„ten bedienen können.

Die Aerzte mögen nach ihren Hypothe-
sen immerzu, nach Belieben, dieses oder je-
nes als die Ursache einer Kranckheit an-

neh-

nehmen, und wie solche zu curien seye, lehren: die Natur ändert sich deswegen nicht. So haben zum Exempel die Aerzte vor vielen Jahren, ich will nicht sagen Jahrhunderten, vermög ihrer Hypothesen und Theorien, die sie sich vom Brand gemachet, vestgesetzet, die beste Manier, demselbigen Einhalt zu thun, bestünde darinnen, daß man schweißtreibende und gifftdämpfende Arzeneyen gebrauche; alleine nunmehr hat ein gemeiner, nachdenckender Landchirurgus, alle diese Hypothesen und Theorien, so wohl als die Cur des Brandes, mit einer schlechten Arzeney, ohne alle Zubereitung derselben, zu nichte gemachet, ob sie schon so viele Jahre her vest stunden, und in etlich zwanzig, ich will nicht sagen hundert, Büchern behauptet worden, und, wie es am Tage lieget, nur Schaden angerichtet haben.

Sobald aber die Aerzte durch ihre Hypothesen und Theorien, oder auch auf eine

ne andere Weise, die wahren und nicht eingebildeten Ursachen der Kranckheiten bestimmen, auch mit Gewisheit zeigen werden, wie die von ihnen verordnete Arzeneyen, in Veränderung oder Ausführung der schädlichen Säffte wircken: so werden sie nicht zu befürchten haben, daß ihnen die Indianer oder Wundärzte, in ihre Profeßion, wie sie zu reden pflegen, Eingriffe thun werden.

Doctor Allen hat, in der Vorrede seiner Synopsis universae Medicinae practicae, mit Sir Hans Sloane die nämliche Meinung von den Hypothesen und Theorien, „ er saget nämlich: „ der Ursprung „und die nächsten Ursachen der Kranck„heiten sind insgemein verborgener, als „daß wir sie mit unserem Verstande soll„ten ergründen können, und wenn wir die „Wahrheit gestehen wollen, so müssen wir „bekennen, dieselben seyen für uns so ver„borgen, daß wir in Erkänntnis dersel„ben nur mit Maulwurfsaugen sehen,

„wir

„wir schiffen auf einer See, ohne zu wissen „wohin. Unterdessen werden wir, statt „einer bessern Heilungsart, mit neuen „Hypothesen und Theorien, wovon man „mehr Prahlens machet, als sie Nutzen „haben, jährlich bis zum Eckel über„häuffet.

Doctor Michelotti hegt von den Hypothesen gleiche Meinung, wenn er saget: „er hat die Theorie nach seiner Hypothe„se eingerichtet, er hat eine schöne und ar„tige Fabel erdacht, alleine es ist auch eine „Fabel.„

„Er hat einen zierlichen Schluß erdacht, „welcher aber ohne Krafft ist. = = = Sinn„reiche Muthmassungen die nichts bewei„sen. = = Wer siehet nicht, daß alles nur lau„ter Irrthümer und ein leeres Geschwä„tze seye? „

„Doctor Sydenham (der scharfsinnig„ste Arzt) behauptet: die Regeln nach wel„chen man im Heilen zu verfahren habe,

mü=

„müsten sich auf die Dinge gründen so
„Nutzen und Schaden brächten.„

Aus allen diesem kan ich nun den Schluß machen, die Erfahrung seye so wohl in der medicinischen als chirurgischen Practic der sicherste Leitfaden, und so lange fleißigen, klugen und einsehenden Männern nicht erlaubet seyn wird mögliche Erfahrungen anzustellen, selbige auch nicht, wenn sie etwas wahrhafftig nützliches entdecken, dafür belohnet werden: so lange hat man sich zu einiger Verbesserung der Arzeney und Wundarzeney wenig Hoffnung zn machen.

Anhang.

Es mag ohngefähr sechs Wochen seyn, daß einer meiner Collegen, ein Wundarzt, welchem ich den oben erzehlten Fall mitgetheilet hatte, zu mir kam, und mir sagte, wie er einen Patienten von ungefähr funf und sechzig Jahren hät-

hätte, bey dem sich auf dem Rist des Fusses ein schwarzer unempfindlicher Flecken zeigte, den er für einen von innerlichen Ursachen entstandenen Brand hielte. Er setzte hinzu sein Arzt gebe ihm innerlich erwärmende Arzeneyen, er aber brauche äusserlich eben auch dergleichen, deme ungeachtet, nehme die Kranckheit doch überhand, und also wollte er gerne meine Meinung wegen des Gebrauches der Fieberrinde hören. Nach dem ich mich nun erkundiget hatte, was er etwann sonst noch klage ꝛc, sagte ich ihm, meiner Meinung nach, wäre die Fieberrinde das einige innerliche Mittel in der Apothecke, so ihm wahrscheinlicher Weise Nutzen bringen könnte. Hernach wiese ich ihm, zu mehrerer Uberzeugung, die oben S. 43. bis 51. angeführten Nachrichten so der Leibchirurgus Amyand und Herr Rushworth von der guten Wirckung derselben mitgetheilet hatten, mit dem Zusatz, er mögte auch

dem

dem Doctor davon Nachricht geben. Den folgenden Tag darauf kam er wieder zu mir und erzehlte, wie er dem Doctor alles das, was ich gesaget, hinterbracht hätte, doch könnte er ihn nicht bereden, daß er die Fieberrinde verschriebe, sondern er wollte bey seiner Art bleiben, wie die oben S. 5. angeführte alte Frau, obgleich die Kranckheit von Stund zu Stund über-hand nehme. Ich antwortete, wenn er so eigensinnig wäre, könnte ich weiter nicht helffen, meinte aber ich hätte genug ge-than, indem ich ihm alles, was mir von der neuen Art zu curiren bekannt wäre, frey entdecket hätte. Er antwortete, wie er gleicher Meinung wäre, und versicher-te mich, er wollte bey nächster Gelegen-heit, nicht nur von neuem darauf antra-gen, sondern auch mich ruffen lassen.

Als sie wieder zusammen kamen, sag-te er, sie sehen mein Herr Doctor, daß der Brand, ungeachtet alles dessen was wir gethan haben, schnell zunehme, und son-

sonder Zweiffel immer mehr zunehmen werde, wenn sie sich nicht wollen bereden lassen, die Fieberrinde zu verschreiben; sie wissen aus der Erfahrung, das der Brand so von einer innerlichen Ursache entspringet, wie gegenwärtiger ist, bey alten Leuten allezeit tödlich seye, sollten wir es denn bey einer Heilungsart bewenden lassen, von welcher wir niemalen eine gute Wirckung gesehen haben, zumalen da wir eine neue leichte und glückliche haben, welche uns von glaubwürdigen und rechtschaffenenen Männern angepriesen wird? Da die Fieberrinde ihren Patienten geholffen, welche allem Ansehen nach in schlimmeren Umständen gewesen, warum sollte sie nicht auch bey dem unserigen dienlich seyn? Hierauf versetzte der Doctor, der Apothecker könne ihm selbige geben, wenn er solches für gut hielte, er aber würde sie nicht verschreiben. Einige Zeit nachher, sprach er wieder bey mir ein, mit den Bericht, wie der Apothecker die herzstär=

ckende und gifftdämpfende Bissen, eben so wenig als der Doctor, mit der Fieberrinde verwechseln wollte, diesemnach bat er mich, ich sollte mitgehen und nebst ihm den Patienten besuchen, und wenn ich meinte es wäre nicht zu spat ihm die Fieberrinde zu geben, so wollte er selbst allezeit dabey seyn, wenn er solche einnehmen würde, damit er überzeuget wäre, daß man ihm selbige gegeben hätte, weil er sich sonst nicht darauf verlassen könnte.

Als ich zu dem Krancken kam, fande ich auf dem Rist des Fusses den Brand in der Grösse einer halben Krone, und an der innern Seite des nämlichen Fusses war ein anderer Brandflecken, ungefähr von der Grösse eines Schillings; der Puls schlug starck, die Zunge war trocken, auch klagte er den Kopf. Als wir weggiengen, fragte ich den Wundarzt, wie es käme, daß er die beeden brandigten Flecken niche scarificiret hätte? Er antwortete, der Doctor hätte solches nicht

zu=

zugegeben. Wie so? sagte ich darauf; weil er nicht glaubte, versetzte er wieder, daß er es überstehen würde, wenn man scarificiren und brennen solte. Ich gebe zwar zu, erwiederte ich, daß das Scarificiren und Brennen, einen innerlichen Brand nicht gänzlich heben werde; es lehre aber die tägliche Erfahrung, beede würden dem Ubel so viel Einhalt als sonsten thun, und solches wäre so wohl in Ansehung der Geschäffte, so die Leute zu besorgen hätten, als auch in Ansehung der Erhaltung ihres Lebens, offtmals von grossen Folgen. Diesemnach sagte ich ihm, die brandigen Theile müsten sogleich sacrificiret, und wie oben gemeldet, verbunden, die Fieberrinde aber sollte alle vier Stunden gegeben werden rc. Hierauf sagte der Apothecker, er hätte ihm die Fieberrinde einmal gegeben, er hätte aber gefunden, daß sie ihn auf der Brust druckte, und schweres Athmen machte; ich versetzte aber, wenn er sie ihm öffter geben würde, würde es ihm auf der Brust leichter werden. rc. Hierauf wurden wir von

jemand im Haus gestöhret, mit dem Vermelden, sie wollten nicht haben daß etwas vorgenommen würde, ehe und bevor der Doctor käme. Ich gab zur Antwort, wie ich nicht willens wäre etwas vorzunehmen, ich hätte hier diesen Herrn meine Meinung gesaget; sollte es ihnen nun belieben derselben zu folgen, so könnte, wie ich davor hielte, der Krancke wieder genesen, widrigenfalls aber würde er gewiß sterben, und damit nahm ich Abschied. Als der Doctor kam, blieb er bey seiner vorigen Meinung, wie er nämlich dafür hielte, die Fieberrinde wäre eine Arzeney welche in diesem Fall ihm nicht nüzlich zu seyn schiene, und so starb der Krancke, kunstgemäs, noch ehe vier und zwanzig Stunden verflossen.

„Hat der Arzt nicht grosse Liebe für seine Kunst, und ist er nicht zugleich ein „ehrlicher und kluger Mann; so darf man „sich nicht wundern, wenn er, wie seine „Vorgänger beym Schlendrian bleibt, ohne

„ohne nur jemals sich einfallen zu lassen, „daß er um seine Kunst zu verbessern, den „alten Weg zu verlassen hahe.

S. Doct. Cliftons Zustand der Arzeneykunst.

II.

Des Londnischen Wundarztes Johann Shipton Abhandlung von dem Gebrauch der Fieberrinde im heissen und kalten Brand. S. Philosophical Transactions etc. Vol. XXXVII. Nnmb. 426. p. 434.

Es erzehlet Herr Rushworth, ein Wundarzt von Northamton in seinem Schreiben, so er an die Gesellschafft der Londnischen Wundärzte, den 18. October 1713. abgelassen, wie er zu einem Mann geruffen worden, bey dem

ein aus innerlicher Ursache entstandener kalter Brand, am Fuß, schon bis auf die Beine um sich gegriffen hatte; auch seye ein starckes Fieber dabey gewesen und der Puls hätte unordentlich geschlagen; es wäre aber anfangs, bey selbigem, der Brand durch scarificiren, und andere wider solchen gebräuchliche Mittel, gestillet worden: das Fieber hätte nachgelassen, der Puls gelinder geschlagen, und am Rand des Geschwüres seye Eyter zum Vorschein gekommen; als hernach der Brand zum zweyten- und drittenmal wieder gekommen, und weiter um sich gegriffen hätte, seye er auf gleiche Weise gestillet worden; da aber endlich, als das Fieber nachlies, die Fieberrinde gebrauchet wurde, wäre dadurch das Fieber und der Brand gänzlich gehoben worden, und der Krancke hätte, nach abgenommenen Fus, noch etliche Jahre gelebet, und seye dabey frisch und gesund gewesen. Diesem füget er bey, er hätte ein gleiches noch etliche

liche mal, von dieser Zeit an, erfahren. Auf dieses Schreiben antwortete den 29. Julii, 1732. der Königliche Leibchirurgus und damalige Vorsteher der Gesellschafft der Wundärzte zu London, Herr Amyand: er hätte, nach dem Exempel des Herrn Rushworth, die Fieberrinde bereits siebenmal, mit guter Wirckung im kalten Brand gebrauchet, sonderlich aber bey einem acht und siebenzigjährigen Mann, bey dem der Brand am Fus von einer Entzündung entstanden, und täglich weiter um sich gegriffen, als ihm aber die Fieberrinde gegeben worden, hätten, nach Verflus von vier und zwanzig Stunden, die abgestorbenen Theile sich nicht nur abzusondern, sondern auch ein gutes Eyter zu zeigen angefangen; ferner hätte er bey andern, da man die gewöhnlichen Mittel, drey Wochen lang, gegen den Brand umsonst gebrauchet; und denn auch bey einem dritten, wo der Brand von den Oeffnungen entstanden

so man um der Wassersucht willen an den Füssen gemachet, die Krafft der Fieberrinde wahrgenommen, indem das Ubel, vermittelst derselben, innerhalb eines Tages gestillet worden, obschon der Krancke, wegen einer unheilbaren Gelbsucht, und wegen einer vom Gebrauch vieler abführenden Mittel entstandenen Schwachheit, da der heisse Brand in den andern Fuß gekommen, gestorben wäre. Aus allen diesem ober erhellet, seiner Meinung nach, zur Genüge, es könne vermittelst der Fieberrinde, der von irgend einer innerlichen Ursache entstandene Brand, eben so gewis geheilet oder gestillet werden, als gewis dieselbe die Wechselfieber vertreibet.

Ferner verdienet auch das Schreiben des Wundarztes, Herrn Joh. Douglas bemercket zu werden, welches er den 5. Julii 1732. an Herrn Rushworth abgelassen, und hernach als ein besonderes Tractätgen herausgegeben, worinnen er

mel-

meldet, daß er zu einem funfzig jährigen Mann geholet worden, der am Fuß den kalten Brand gehabt, welcher von einer innerlichen Ursache entstanden war; und als bey diesem das Scarificiren, nebst den innerlichen und äusserlichen Gifftmitteln, wie auch andere Arzeneyen, eine Zeitlang umsonst gebrauchet worden, die Kranckheit aber täglich überhand nahm, seye endlich durch den Gebrauch der Fieberrinde, welchen der Leibchirurgus Herr Dickins vorgeschlagen, den man nebst dem Wundarzt Herrn Cheselden, mit zu Rath gezogen, dem Brand Einhalt gethan worden; das Fieber habe abgenommen, und bald darauf hätten sich alle faule Theile, die Flechsen, die Bänder, alle Knochen des Fusses, so wohl am Mittelfus, als an der Fuswurzel, von selbsten abgesondert, und der Krancke seye wieder genesen.

Alles dieses hat Herr Rushworth, aus einer löblichen Begierde das gemeine Be-

ste zu befördern, gesammlet, und in Form eines kleinen Tractätgens heraus gegeben; da nun dergleichen kleine Schrifften leicht verlohren gehen, und in Vergessenheit kommen, und damit die Ausländer, welche von dem Gebrauch der Fieberrinde in Wechselfiebern, ich weiß nicht was für üble Folgen befürchten, wenigstens in einem der schweresten Fälle, derselben sich zu bedienen, aufgemuntert werden mögten; habe ich solches hier in der Kürze vortragen, in lateinischer Sprache ausfertigen, und zugleich dasjenige beyfügen wollen, was mich der Gebrauch dieses Mittels seit kurzem gelehret hat.

Ungefähr vor einem Jahr bin ich zu einem funfzigjährigen Mann geruffen worden, welcher von vielem Weintrincken sich eine üble Leibesbeschaffenheit zugezogen, und nach einer Entzündung des Fusses den kalten Brand an den Zehen und am Mittelflus bekommen. Ob er nun gleich vie-

viele gifftdämpfende und andere wider die-
ses Übel dienliche, innerliche und äusser-
liche Mittel, viele Tage lang gebrauchet
hatte, welche ihm von Herrn Doctor
Dodd und den Wundärzten Holloway
and Green verordnet worden, grief das
Übel doch immer weiter und tiefer um sich,
wobey sich ein mehr zehrendes als hitzi-
ges Fieber einfand, und viel heller Harn
weggieng. Um nun diesem allen abzuhel-
fen, und da es schiene, es mögte der zu
häufige Abgang des Harns, durch die
anziehende Ktafft der Fieberrinde gehem-
met werden können, auch die von den
Herrn Rushworth und Amyand ange-
stellte Versuche gute Wirckung hoffen
liessen, schlug ich den Gebrauch dersel-
ben, dem Arzt und den Wundärzten, vor.
Da nun diese mehr als zuwohl wusten,
daß das Abnehmen des Gliedes nichts
helffen würde, wie sie durch mehrmalige
unglückliche Versuche bereits erfahren,
auch alles was sie bisher gebraucht hat-
ten, umsonst war; so gaben sie meinem

Vorschlag leichtlich Beyfall. Nachdem man aber dieselbe etliche Tage lang, alle vier Stunden, zu zwey Scrupeln, gebraucht hatte, war weder in Ansehung des zu häuffigen Harnens, noch auch des Brands selbst, einige Linderung zu spühren; da nun also jenes die zum Leben nöthige Feuchtigkeit entzog, dieser aber das Fleisch beständig verzehrte, starb der Krancke innerhalb zweyer Wochen.

Eine glücklichere Wirckung hatte die Fieberrinde neulich bey einem Mann von ungefähr 35. Jahren, der eines melancholisch-scorbutischen Temperamentes war; dieser wollte aus einer Vogelflinde das Pulver herausziehen, als er aber über die Mündung die rechte hole Hand unvorsichtiger Weise legte, und die Flinte losgieng, bekam er, mitten in der Hand und zwischen dem Zeigefinger und Daumen, eine grosse und tiefe Wunde, wobey die Gefäse und Flechsen sehr zerrissen waren; diese Wunde aber wurde im Dorf,

wo er sich damals aufhielt, und welches nicht weit von der Stadt entfernet war, nachdem vorher, das viele Bluten gestillet worden, verbunden. Etliche Tage lang äusserte sich grosser Schmerzen, auch waren alle Finger, den Daumen ausgenommen, nebst der ganzen Hand und dem Arm sehr geschwollen und entzündet; aus der Wunde selbst aber flos nichts, als eine Menge, anfangs blutigen, hernach braunen und etwas stinckenden Wassers. Die Wunde sahe schwarz aus, und erweiterte sich täglich mehr, die Geschwulst aber, die Entzündung und der Schmerzen verringerten sich wenig, ob man gleich die in dergleichen Fällen dienliche Mittel gebrauchet hatte. Den eilften Tag fieng das Blut, innerhalb vier und zwanzig Stunden viermal, zu etlichen Unzen aus der Wunde an zu fliessen; zweymal stillte es sich von selbsten, zweymal aber wurde es durch Uberlegung des Terpentingeistes und durch Andrücken mit der Hand

zuruck gehalten, am Rand der Wunde aber sahe man den Brand ganz deutlich. Da nun, ausser dem Brenneisen, kein Mittel mehr übrig zu seyn schien, wodurch das Fliessen des Blutes gestopfet, und der Brand gestillet werden könnte, weil weder Bähungen und Uberschläge, noch das Binden etwas helffen wollte; da auch, wenn das Brenneisen nicht helffen sollte, die Hand hätte müssen abgenommen werden, welches doch, wie die Erfahrung lehret, bey einem solchen Temperament ein höchst ungewisses Mittel war: als habe ich, um beedes zu heben, mit der Fieberrinde einen Versuch machen wollen, weil ich bereits damals von der guten Wirckung derselben verschiedenes gehöret hatte. Diesemnach wurden dem Krancken, am zwölften Tag, zwey Scrupel von der Fieberrinde eingegeben, und so, alle vier Stunden, damit fortgefahren. Den folgenden Tag darauf, da bereits eine halbe Unze war eingenommen worden,

den, nahm ich eine ziemliche Linderung der Schmerzen wahr, die Geschwulst der Hand hatte mercklich abgenommen, auch zeigte sich am Rand der Wunde, und in den Binden etwas Eyter, und der Rand, welcher des Tages vorher vom Brand schwarz gewesen, schiene sich nunmehr schon in etwas abzusondern. Ferner war auch das Fieber, welches sich die ganze Zeit über, zwar nicht gar zu starck, doch aber mercklich zeigte, und nebst der Hämorrhagie immer zugenommen hatte, völlig weg; im Harn war etwas von einem Satz zu sehen, der mehr weißlichtgelb, als Ziegel- oder Rosenfarb aussah. Mit dem Gebrauch der Fieberrinde, wurde nach angezeigter Weise, zwey Tage lang fortgefahren, und hernach wurde sie noch zwey andere Tage lang nur zweymal des Tages genommen, so, daß also innerhalb einer Woche, zwey Unzen davon verbrauchet wurden.

Un-

Unterdessen war die Geschwulst nebst der Entzündung völlig vergangen, es flos ein gutes Eyter, das Fleisch wuchs hervor, und der Schmerze hatte zwar viel abgenommen, war aber bey der Bewegung, an der Handwurzel, noch ziemlich empfindlich. Die drey folgenden Wochen stund alles gut, ausgenommen, daß, da der Patiente sonst im Winter Gichtschmerzen zu fühlen pflegte, er auch dergleichen bald am Fus, bald an der Schulter, bald an dem einen oder andern Schulterblat empfand, wobey sich auch eine Geschwulst zeigte; unterdessen aber war er vom Fieber frey, und as, was ihm erlaubet war, mit gutem Appetit. Den neunzehenden December darauf klagte er Schwachheit des Magens, auch war der Schmerze an der Mittelhand nebst der Geschwulst grösser; da sich auch dieses den folgenden Tag vermehrte, so schlug der Puls den dritten Tag darauf etwas geschwinder, und die entzündete Geschwulst

schien

schien einen Absceß zu drohen, die Wunde in der Hand aber zeigte, wie vorher, ein gutes Eyter. Den vierten Tag darauf, war der Rand der Wunde etwas aufglauffen und mit Bläslein besetzet, dabey schien er brandig zu werden, auch flos kein Eyter sondern eine unreine Gauche, und die ganze Hand war nebst der Handwurzel entzündet, geschwollen und sehr schmerzhafft. Da man ihm also die Fieberrinde wieder wie vorher gab, und er solche kaum dreymal eingenommen hatte, lies nach Verflus von acht Stunden, der vorher so hefftige Schmerze, auf einmal nach; bey dem folgenden Verband, war die Geschwulst der Hand um die Hälfte eingesessen, auch flos ein gutes Eyter. Der Harn war hiebey anfangs etwas dunckelroth, hernach wurde er heller, hatte aber wenig oder keinen Satz. Um aber der Wiederkunfft des Ubels vorzubauen, lies ich den Krancken, alle Wochen, bis in die sechste hin, eine halbe Unze von der

Fie-

Fieberrinde nehmen, da man ihm allezeit drey Tage hinter einander, täglich zweymal, ein paar Scrupel gab, und so endigte sich, erst mit dem vierten Monat, diese mühsame Cur, während welcher, alle Fleschen des durchbohrten und durchbohrenden Muscels, ausser denen die dem kleinen Finger eigen sind, verlohren gegangen, auch eines von den Beinen der Mittelhand, und eines von der Handwurzel entblöset worden, und sich ferner auf dem Rucken der Hand ein und anderer Absces eingefunden hatte.

Aus diesen Geschichten, sonderlich aber aus der letzteren, erhellet, meiner Meinung nach, zur Genüge, daß der glückliche Ausgang, nicht der Krafft anderer Arzeneyen, nicht der besondern Beschaffenheit der Säffte oder irgend einer unbekannten Idiosyncrasie, nicht dem von selbst entstandenen Nachlas der Zufälle, nicht einer sich von ungefähr ereigneten Crisi und einer durch andere Absonderungen

gen entstandenen Reinigung, auch nicht einem ungefähren Zufall; sondern einig und alleine der Krafft der Fieberrinde zuzuschreiben.

Ob aber gleich in den angeführten Geschichten von allen gemeldet wird, sie hätten nur das Pulver der Fieberrinde gebrauchet; so könnte man doch auch, ohne Bedencken, wenn solches etwann jemand, wegen eines schwachen Magens, oder auch um anderer Ursache willen, nicht nehmen wollte, das Extract davon mit gleicher Wirckung gebrauchen; da es auch in den Wechselfiebern, wo die Rinde sonderlich ihre Krafft äussert, mit gleicher Wirckung, täglich gebraucht wird.

Wollte aber jemand aus der zu erst angeführten Historie des Herrn Rushworth schliessen: weil selbiger, indem ein anhaltendes Fieber da gewesen, die Fieberrinde nicht zu geben getrauet, und bis solches nachgelassen gewartet

hätte; so müsse bey allen angeführten Krancken, ein Wechselfieber da gewesen seyn, und also wäre es auch kein Wunder, wenn die Fieberrinde diesen Feind besieget hätte: als dienet hier zur Antwort, es seye an den meisten Krancken nichts dergleichen, und bey einigen gerade das Gegentheil wahrgenommen worden, wovon genugsame, und in dergleichen Zufällen sattsam erfahrne Zeugen da sind; in der letzten Geschichte aber, wo ich auf alles, so viel mir möglich, genaue Acht gehabt habe, ist von mir nichts von einer Veränderung, oder einem andern als schleichendem Fieber, vielweniger etwas von einem beständig anhaltenden, oder einer Art eines Wechselfiebers wahrgenommen worden; der Harn zeigte keinen bey Fiebern gewöhnlichen Satz, es war keine ungewöhnliche Hitze, kein besonderer Durst, kein zu gewisser Zeit des Tages sich zeigender Frost, noch

auch eine trockene und schwarze Zunge da. Ja wenn wir die Sache recht überlegen, so werden wir finden, daß kein anderes Fieber, als ein symptomatisches, oder zufälliges da gewesen seye, welches, so wohl nach der alten als neuern Aerzte Meinung, und wie es von selbst erhellet, kein Wechselfieber seyn kan. Ja was die Krafft der Fieberrinde anbetrifft, nach welcher selbige den Brand stillet, ohne daß ein verborgenes Wechselfieber da seye; so erhalte ich eben, da ich dieses schreibe, ein neulich vom Herrn Bradley, einem Londnischen Wundarzt, herausgegebenes Tractätgen, wo er zu Ende seiner Antwort, wider die ungereimte Sammlung von Arzeneyen des Herrn Dover, meldet, daß die Fieberrinde gleiche gute Wirckung bey einer cachetischen wassersüchtigen Frauen gehabt habe; denn da dieselbe von einem Fall, am obern Theil des Fusses, eine grosse Wunde in die Quer be-

kommen hatte, und den dritten Tag darauf ein starckes Fieber, mit schnellen und aussetzenden Puls dazu kam, die Zunge trocken und schwarz, das Ansehen wild, das Gemüth aber unruhig war, und inzwischen der Brand den ganzen Fuß einnahm; so wurde durch den Gebrauch der Fieberrinde, welche die Krancke alle vier Stunden einnahm, nicht nur der Brand gestillet, sondern auch die übrigen Zufälle gehoben. Als aber am fünfften Tag, dieselbe nicht mehr gebraucht wurde, kamen alle schlimme Zufälle wieder, und da sich die Krancke der Fieberrinde von neuem bediente, wurde sie völlig gesund.

Aus dieser Geschichte, wie auch aus einigen von den oben angeführten erhellet, es könne die Fieberrinde nicht nur alleine, wenn ein Fieber daist, zuweilen sicher und mit guter Wirckung gegeben werden; sondern es seye auch dieses zufällige Fieber, nicht von der Art der gemeinen beständ-

ständigen Fieber, oder derjenigen, von welchen man hoffet, daß sie sich in Wechselfieber verwandeln, weswegen solches denn auch einige Aerzte für ein Fieber von besonderer Art halten; weil in jenen allen, nach der Wahrnehmung der Aerzte, der Gebrauch der Fieberrinde insgemein schädlich, und zuweilen auch tödlich ist, in diesem aber, wie die mehrmalige Erfahrung beweiset, derselbe allezeit heilsam gewesen. Doch dieses ist eine Sache so von den Aerzten noch mehr untersuchet zu werden verdienet.

Ferner verdienet auch von obigen Geschichten angemercket zu werden, daß obgleich in einigen der Brand von Wunden entstanden; bey allen doch die erste und vorehmste Ursache desselben ihren Grund in der Beschaffenheit der Säffte gehabt habe, und daß daher die innerlichen Arzeneyen, ehender und sicherer, als die äusserlichen geholffen haben.

Die oben erzehlten Wahrnehmungen, von den Nutzen der Fieberrinde in dergleichen Kranckheiten, sind so viel mir wissend, alle diejenige so bisher bekannt gemachet worden, zu welchen aber, aus der Practic der Wundärzte dieser Stadt, täglich mehrere hinzu kommen, wie ich denn erst kürzlich wieder welche erhalten habe. Sollten nun jene ebenfalls, die glücklichen Wirckungen der Fieberrinde bestättigen, warum sollten wir dieselbe nicht zn einer der gefährlichsten und unheilbasten Kranckheiten auch willig und gerne fernerhin gebrauchen, und ihren Erfinder alles Ruhmes und Preises würdig schätzen?

Ob ich nun übrigens gleich unter die Zahl derjenigen gar nicht gehöre, welche mit ihren Gedancken zu weit ausschweiffen, und mit dem was sie wachend träumen, an anderer Leben nnd Gesundheit einen Versuch machen wollen: so könnte ich doch noch weiter gehen, und mehrere

rere Kräffte der Fieberrinde anzeigen, wenn es hier erlaubet wäre; wenigstens ist es den Aerzten mehr als zu wohl bekannt, was dieselbe in Stillung verschiedener Blutstürzungen, als im Nasenbluten, im Blutspeyen rc. für Nutzen bringe; daß sie aber bey äusserlichen Wunden, wo wegen Dünne und Schärfe des Blutes sich die Gefäse nicht zusammenziehen wollen, solches zu stillen sehr dienlich seye, kan ich die Wundärzte aus eigener Erfahrung versichern. Ferner habe ich öffters gesehen, daß sie auch da gute Dienste leiste, wenn die auszusonderende und andere nutzliche Säffte unseres Leibes, ausser dem Blut, gar zu starck fliessen.

Was etwann diese wunderbare Rinde in einigen bößartigen Geschwühren, dergleichen die von den Wundärzten so genannte krebshaffte Schäden (Nomae et Phagaedaenae) sind, und vielleicht in den fressenden Flechten für Wirckung haben möchte, kan ich aus eigener Erfah-

rung nicht anzeigen; doch sollte ich meinen, man könnte aus der Analogie oder Aenlichktit schliessen, daß gleichwie der heisse und kalte Brand nichts anders als faule, fressende Schäden sind; die Fieberrinde wie in diesen, so auch in andern dergleichen Kranckhriten, ebenfals ihre gute Wirckung haben könne; doch würde man hier, weil man insgemein Zeit hat, an welcher es beym Brand gebricht, ohne vorhergehende Zubereitung des ganzen Körpers, und genaue Betrachtung desselben, auch ohne Beyrath eines klugen Arztes, nichts vorzunehmen haben. Ferner hat man hierbey des Hipocratis Ausspruch, welcher sich im Anfang seines Buches von der Kunst befindet, wohl in Betrachtung zu ziehen, wenn er saget: „dieses scheinet mir das Hauptwerck und „das nöthigste bey einer Wissenschafft zu „seyn, daß man noch verborgene und un„erfundene Dinge, welche bekannt gema„chet zu werden verdienen, zu erfinden;

un=

„unvollkommene aber zur Vollkommen„heit zu bringen, trachte. Wenn man „hingegen dasjenige was andere erfun„den haben, nur verspottet, selbst aber „nichts verbessert, und dererjenigen, die „etwas wissen, ihre Entdeckungen, bey „unwissenden Leuten verkleinert; da wird „gar nichts gethan, so der Wissenschafft „vorträglich wäre; sondern man giebt „vielmehr seine böse Gemüthsbeschaffen„heit und seine eigene Unwissenheit zu er„kennen.„

Doch ich will schliessen, und sage also nur noch mit wenigem, die oben mitgetheilten Wahrnehmungen seyen keine Erdichtungen müssiger Köpfe, keine Mährlein alter Weiber, oder pöbelhafte Ruhmredigkeiten, keine blose auf eine Hypothese sich gründende Erzehlungen, noch auch landstreicherische Prahlereyen; sondern die Erfahrungen mehrerer solcher Leute, die in ihrer Kunst für Meister zu halten sind. Denn es zeigen dieselbe, daß das-

jenige, was einer entweder von ungefähr, oder vermittelst seines Fleisses und Nachdenckens erfunden, und sodenn zum gemeinen Besten bekannt gemachet hat, von vielen einstimmig für wahr seye erkennet worden. Gleichwie nun aber nach Cicerons Ausspruch, erdichtete Meinungen durch die Zeit vernichtet, diejenigen aber so in der Natur gegründet sind, bestättiget werden: so wird auch dasjenige was bey verschiedenem Alter und Geschlecht, bey verschiedener Leibesbeschaffenheit und Lebensart seine gute Wirckung gezeiget, eben dieselbe auch, in das künfftige, sonder Zweifel behalten und beweisen.

III.

Schreiben

des

Herr Johann Wall,

der Arzeney Doct.

an Herrn

Eduard Wilmot,

der Arzeney Doct.

und

Mitglied der K. G. auch Ihro Majestät Leibarzt,

von dem

Nutzen der Fieberrinde, in den Kinderblattern.

S. Philosophical Tractations Vol. XLIV. Part. II. Num. 484. p. 583.

Es ist nicht leicht eine Kranckheit so gefährlich als die Kinderblattern, wenn sich zugleich Blutflüsse, purpurfarbe Flecken, und andere böse Zufälle dabey ein=

einstellen. Und ich glaube man sollte behaupten können, daß, wenn man in Ansehung der Menge der Krancken einen Untetscheid machet, bey dergleichen Umständen, und nach der gemeinen Art zu curiren, wenigere davon kommen, als in der Pest selbsten. Kein Mittel kan also bey dergleichen Ubel verträglicher seyn, als ein solches, das die gute Mischung des Blutes wieder herstellet, und die verdorbene, brandartige Beschaffenheit der Säffte verbessert; ein solches Mittel aber scheinet die Fieberrinde zu seyn.

Der erste Autor welcher, meines Wissens, von dem Gebrauch der Fieberrinde in den Blattern, Meldung gethan, ist Doctor Morton, und er räth solche nur beym Abnehmen der Kranckheit*, wenn das

* Wenn während des Ausbruches der Blattern, die Kräffte des Gifftes, durch einen Speichelflus oder auf eine andere Weise zum Theil geschwächet worden, und sich selbige, wenn sie in etwas geruhet haben, um die Zeit da die Kranckheit ab-

das zweyte sich einstellende Fieber gelind, und von der Art der Wechselfieber ist. Weil aber zu dieser Zeit der Magen nebst dem Anfang der dünnen Gedärme, auch bey der mildesten Art der zusammen flüssenden Blattern, sehr überladen ist, so hat man sich von diesem Mittel, wenn man es nur bey diesem Grad der Kranckheit gebrauchet, nicht viel zu versprechen, wo nicht wenigstens, der in den ersten Wegen befindliche Unrath einigermassen ausge-

nimmt, wieder von neuem äussern, das daher aber entstehende zweyte Fieber gutartig ist und wechselsweis ab- und zunimmt, welche Art eines Fiebers, bey der mittleren Gattung der Blattern, die der bösartigen nahe kommen, fast allezeit beobachtet wird: so kan die Cur am sichersten und glücklichsten, vermittelst der so beruffenen Fieberrinde, bewerckstelliget werden, als welche wie in andern anhaltenden Fiebern, den Rest des Gifftes dämpfet, und allen Streit bald beyleget, so, daß der Krancke nach zweyen oder dreyen Tagen vom Fieber befreyet wird, und ohne einigen andern übeln Zufall, zu seiner Gesundheit wieder gelanget ꝛc. Morton Pyretolog. de Variolis, Cap. 10.

geführet wird. So hat auch der gelehrte und scharfsinnige Herr Doctor Frewin*, da er solches selbst gebrauchet, gefunden, daß selbiges gar nichts nutze, wenn nicht vorher die ersten Wege gereiniget worden.

Seit der Zeit ist die gute Wirckung der Fieberrinde im Brand und bösartigen Geschwühren entdecket worden, und Herr Monro, welcher daher schlos, es mögte selbige auch in den Blattern dienlich seyn, rieth solche, bereits vor geraumer Zeit, im ersten Anfall derselben zu gebrauchen**, als ein die Schwührung beförderendes, und ein mildes, gutes Eyter hervorbringendes Mittel. Hätte ich auch gleich keine andere Ursache gehabt, so würde ich blos um seines Ansehens willen bewogen wor-

* In seinem an dem gelehrten D. Friend abgelassenem Schreiben. Comment. de febribus, 7.

** Med. Essays, Edinburgh. Vol. VI. Art. 10. oder, Versuche und Anmerckungen einer Gesellschafft in Edinburg VI. Band 10.

worden seyn, mit dieser Arzeney, in einigen schlimmen Sorten dieser Kranckheit, in welchen sonst keine gute Schwührung folget, einen Versuch zu machen; da ich aber auch gesehen, daß die Fieberrinde in andern Kranckheiteu, wo die gute Beschaffenheit des Blutes starck verändert war, gute Dienste gethan, sonderlich aber in bösartigen Fleckfiebern und im Frisel, wo sich starckes Bluten und andere schreckliche Zufälle eingefunden: so schlos ich um so viel ehender, daß sie auch in den Blattern, bey den nämlichen Umständen, grossen Nutzen bringen würde, sonderlich aber auch um deswillen, weil Doctor Monro in seiner oben angeführten Wahrnehmung uns versichert, daß auf den Gebrauch derselben, die bey verschiedenen Blatterpatienten sich eingefundene Blutfleken (Petechiae) immer blasser geworden, und endlich vergangen. Ich trug aber um so viel weniger Bedencken einen, wenigstens in unsern Gegenden, noch neuen Versuch

in

in einer Kranckheit zu machen, bey welcher sich so schlimme Zufälle ereigneten, daß kaum einer durch die gemeine Heilungsart erhalten wurde: denn daß ich mich hier der Worte des berühmten Friends bediene *: wenn es so weit gekommen ist, so darf man gar nicht Anstand nehmen, ob es besser sey, ein zweifelhafftes, oder gar kein Mittel zu gebrauchen; weil das zweifelhafte doch vielleicht das Leben erhalten, oder wenigstens auf etliche Tage verlängern kan. Sollte es aber nicht anschlagen, so ist es doch nicht übel gethan, mit einem Mittel einen Versuch zu machen, von welchem uns bekannt ist, daß es auch nur einem unter tausenden, Nutzen gebracht habe.

Der erste dem ich die Fieberrinde in den Blattern gegeben habe, war ein junger Herr von vier und zwanzig Jahren, Namens Hall, welcher zwey Meilen von unserer

* Epist. de Purgant.

serer Stadt wohnte. Nachdem sich derselbige bey einem Ball hefftig erhitzet hatte, zeigten sich bey ihm die ersten Zufälle der Kinderblattern. Den dritten Tag darauf lies er mich ruffen; vorher aber war ihm bereits zu Ader gelassen worden, auch hatte er etwas von Salzen und Manna genommen, worauf er zwey- bis dreymal zu Stuhl gegangen war, und hernach bediente er sich des Decocti nitrosi. Das Blut so man ihm gelassen hatte, sahe sehr entzündet aus. Als ich ihn besuchte, fande ich die Blattern häuffig unter der Haut stecken, und sein Leib war mit Flecken bedecket; überdem hatte er starck aus der Nase geblutet, auch war sein Stuhlgang etlichemal blutig, oder, eigentlicher zu reden, er hatte durch den After viel Blut von sich gegeben: denn es war lauter Blut und nichts vom Stuhlgang dabey; er hatte einen geschwinden, aber schwachen Puls, und in den Lenden klagte er hefftige Schmerzen.

Bey diesen so höchst gefährlichen Umständen, entschlos ich mich, ihm die Fieberrinde zu geben, daher er denn alle zwey bis drey Stunden einen Scrupel davon einnahm, und sich zugleich zum ordentlichen Tranck, der säuerlich gemachten Rosentinctur bediente. Innerhalb acht und vierzig Stunden verlohren sich die rothen Flecken, auch lies das Bluten völlig nach, der Puls wurde mehr voll und gieng dabey langsamer, die Blattern aber kamen schön hervor.

Von dieser Zeit an hatte es mit der Kranckheit nach allen Umständen, bis den neunten Tag nach dem Ausbruch der Blattern, ein gutes Ansehen; und diese ganze Zeit über setzte er den Gebrauch der Fieberrinde fort ꝛc. auch hatte er zwey oder drey Nächte hinter einander etwas vom Johannisbrodsafft (Syr. e Mecon.) genommen. Den neuten Tag morgens traf ich ihn, in Ansehung der Kranckheit,

ganz wohl an: er war bey gutem Verstand, auch gieng der Speichel gut, doch ziemlich starck. Um den Mittag fiel er in einen Schlaf, da denn seine Wärterin aus dem Zimmer gieng, und ganz unbesorgt ziemlich lang ausblieb, indem sie, wenn ich mich recht besinne, zu Mittag speiste. Als sie wieder kam, lag er mit dem Kopf unten am Kopfküssen, und war tod, da er denn gar wohl vom vielen Schleim ersticket seyn mag, welchen er, weil er mit dem Kopf von ungefähr zu niederig lag, nicht wohl ohne Beyhülffe hatte auswerffen können.

Ob es nun gleich, bey der ersten Probe, mit meinem Patienten einen so unglücklichen Ausgang genommen, so hatte ich doch, meiner Meinung nach Ursache genug, mit der Wirckung dieser Arzeney zufrieden zu seyn.

Bald darauf wurde ich zu dem Sohn Herrn Rates, eines bekannten Pachters

zu Hampton-Lovat, in dieser Provinz gerufen. Er war bey zwölff Jahr alt, und eben jetzt war es der sechste Tag der Kranckheit. Die Blattern waren zusammen geflossen, und sahen wie blutige Finnen aus; seine Brust war mit Blutflecken und purpurfarben Mählern bedecket, dabey hatte er in der Nase starckes Jucken, so, daß daher ein Nasenbluten zu befürchten war. Vor zwey bis drey Tagen hatte er abgeredet, und sein Puls war ziemlich schwach, schnell und zitternd. Ich verordnete ihm alle drey Stunden einen Scrupel vom Extract der Fieberrinde einzunehmen, und alles was er tranck lies ich mit Vitriolöhl so mit genugsamen Hollundersafft (Syr. Sambuci) vermischet war, säuerlich machen.

Nachdem er zwey Quint von dem Extract verbrauchet hatte, dessen Gebrauch die ganze Kranckheit hindurch fortgesetzet wurde, verlohren sich die purpurfarben Mähler; die Blattern kamen glücklich her-

heraus, und die Kranckheit hatte nachgehends, bey ihren verschiedenen Zeitpuncten, mehr das Ansehen der einzelnen als zusammenfliessenden Blattern; aber niemals habe ich bey jemanden mehr Blattern, welche dabey recht zusammen geflossen waren, nicht nur alleine im Gesicht, sondern auch an den Armen und am ganzen Leib gesehen: denn an einigen Theilen war die Haut von dem unter ihr enthaltenen Eyter so angefüllet, als ob ein Blasenpflaster gebraucht worden wäre, sonderlich waren die Arme am Ellebogen bis an die Hand ganz wund; indem die Haut, nachdem das Eyter ausgeflossen war, in ganzen Stucken, wie ein Handschuh abgieng.

Um die nämliche Zeit wurde ich zu einem jungen Mann von ein und zwanzig Jahren, im Kirchspiel vom Elmley-Lovat, in dieser Provinz geholet, welche beym Herauskommen der Blattern, die sich be-

reits am zweyten Tag der Kranckheit zeigten, hefftig aus der Nase blutete, viel Flecken hatte, und grausame Schmerzen in den Lenden klagte. Ich verfuhr mit ihm auf obige Weise, wobey er sich die ganze Kranckheit über wohl befand. Keiner von diesen beeden wurde von einem zweyten Fieber befallen.

In den oben angeführten Fällen traute ich der Fieberrinde allein, nur daß ich das Geträncke mit der Vitriolsäuere, säuerlich machte; aber seit kurzem habe ich ihr den Alaun beygesetzet, in der Absicht, dadurch noch bessere Wirkung zu erhalten. Denn da ich davorhalte, die vornehmste Krafft der Fieberrinde komme von ihrer anziehenden und der Fäulnus widerstehenden Eigenschafft her, vermöge welcher sie nicht alleine die vesten Theile stärcket, sondern auch dem Blut und den Säfften eine Vestigkeit gibt, und dadurch verhindert daß sie nicht zu einer faulen Jau-

che

che werden: so hielte ich davor es könnte ihr nicht sonder Nutzen der Alaun beygesetzet werden, als ein Salz, welches gleiche Krafft besitzet, und daher, wie bekannt, dic Krafft der Fieberrinde in andern Fällen, da man sie als ein anziehendes Mittel braucht, vermehret.

Bey Herrn Higgins von Tedney in Herefordshire, einem jungen Mann von vier und zwanzig Jahren, zeigten sich, nachdem er bey sehr heissem Wetter starcke Bewegung gehabt hatte, die ersten Anfälle der Blattern. Sonderlich empfand er im Rucken hefftige Schmerzen, und unerträgliche Angst. Am dritten Tag seiner Kranckheit, da ich ihn das erstemal zu sehen bekam, war seine Haut mit purpurfarben Mählern bedecket, worunter viele so gros als ein silberner Stüber waren, der Puls war klein und schnell. Deme aber ungeachtet, wagte ich es, weil er ein vollblütiger junger

Mann, das Wetter aber sehr heis war, und die Kranckheit von starcker Bewegung herkam, ihm eine kleine Aderläse am Arm zu verordnen, da denn sein Blut sehr zart und hellroth aussahe, zugleich aber schrieb ich folgendes:

> ℞. Extr. Cort. Peruv. *Vnc. dimid.* Alum. crud. *Scrup. duos*, Aqu. cinnam. ten. *Vnc. septem* Syr. Cydon. *Vnc. unam* M. cap. *cochl. bina*, larga, alternis horis.

Den folgenden Tag, des Morgens, war dieses Glas verbraucht, da ich ihn, beym Besuch, viel besser antraf. Der Puls war voll und ordentlich, und die Angst war nebst dem Ruckenschmerzen fast völlig vergangen.

Nunmehr fiengen sich die Blattern an zu zeigen, und die Mähler verschwanden plötzlich. Den Harn welchen er des Tages vorher gelassen hatte, hatten sie uns

vor-

vorsichtiger Weise, vor meiner Ankunfft ausgegossen; doch sagten sie mir, er seye so roth gewesen, als ob er mit Blut vermischet wäre, und hätte wie Fleischwasser ausgesehen. Er war auch etlichemal zu Stuhl gegangen; weil ich nun forchte, die Oeffnung mögte zu starck seyn, so lies ich, als ich wieder etwas verordnete, den Alaun weg, und nahm dafür die jappanische Erde. Diese Mixtur nun brauchte er die ganze Kranckheit hindurch, ohne andere Arzeney einzunehmen; ausgenommen daß ich nöthig fand, des Abends einen beruhigenden Tranck zu geben, welcher aus etwas wenigem vom Johannisbrodsafft, aus einigen Granen Alaun, und einem Scrupel vom Extract der Fieberrinde bestand.

Die schlimmen Zufälle verlohren sich hierauf bald gänzlich; es befiel ihn kein zweytes Fieber, und er befand sich, die ganze Kranckheit hindurch, erträglich.

Herr Bradford, ein Pachter zu Claines, nicht weit von der Stadt, der ein und zwanzig Jahr alt war, wurde eben so überbefallen, und überstunde die Kranckheit, ob es schon zusammengeflossene Blattern waren, auf gleiche Weise, sehr wohl. Ich kam erst am sechsten Tag der Kranckheit zu ihm, und seine Säffte waren damals von so übler Beschaffenheit, daß ausser den Blutflecken, die sich häufig einfanden, ein Fleck am Schienbein, von der Grösse einer Krone, woran er sich einen oder zwey Tage vor dem ersten Anfall der Kranckheit, gestossen hatte, brandig geworden war, und der Rand sah so dunckelroth aus, daß es schiene, das Ubel würde weiter um sich greiffen; dabey war sein Hals so bös, daß er nicht schlingen konnte.

Ich verordnete ihm eben auch obige Mixtur, nämlich Extr. Cort. Peruv. *Vnc. dimid.* Alum. crud. *Scrupul. duos* in einem halben Pfund Wassers.

Er nahm hievon alle zwey Stunden, zwey starcke Löffel voll. Es gieng schwer her, bis er solche anfangs hinunter brachte; doch er achtete es nicht und fuhr damit fort, und ehe noch das Glas ausgebraucht war, besserte es sich schon mit dem Hals, wie er denn ziemlich wohl schlingen konnte. Den folgenden Tag fiengen die Blutflecken an zu vergehen, und bald darauf verschwanden sie gänzlich; der Brand lies auch nach, und sonderte sich innerhalb weniger Tage ab. Er bediente sich dieser Arzeney die ganze Kranckheit hindurch, und hatte keine andere nöthig.

Bald nachdem Herr Bradfort genesen war, wurde seine Schwester, welche neunzehen Jahr alt war, und sich bey ihm aufhielt, von den zusammenfliessenden Blattern befallen, wobey sich viele Blutflecken und purpurfarbe Mähler einfanden, wozu noch ein starcker Blutsturz aus der Mutter, Lendenschmerzen, Durchfall und gros=

grosse Mattigkeit kamen. Sie nahm auf gleiche Weise die Fieberrinde mit Alaun, die ganze Kranckheit hindurch, ein, und wurde wieder gesund.

Der Durchfall schien mir hier von der faulen Beschaffenheit der Säffte hergekommen zu seyn, und deme ungeachtet, lies ich mit dem Gebrauch der Mixtur, mit guter Wirckung, fortfahren: denn dadurch wurden alle schlimme Zufälle gemildert, und in wenig Tagen gänzlich gehoben.

Doch das merckwürdigste Exempel, so mir vorgekommen, was so wohl, die Krafft der Fieberrinde in dieser schrecklichen Krankheit, als den ganzen Verlauff der Krankheit selbst betifft, ist folgendes.

Eine Magd von Herrn Buttor, in dieser Stadt, empfand die ersten Anfälle der Blattern; weil aber die Lendenschmerzen ausserordentlich starck waren, so hielte man, zum Unglück, die Kranckheit für einen

nen Anfall vom Lendengrieß; diesemnach lies man ihr starck zu Ader, und gab ihr Arzeneyen von Mohn und Seife ein. Den zweyten Tag nach dem Anfall wurde ich das erstemal geruffen. Die Blattern zeigten sich in unbeschreiblicher Menge, waren klein, und sahen einer starcken Kräze ähnlich. Ihr ganzer Leib, die Arme und Beine waren mit breiten dunckeln purpurfarben Flecken besetzet, wovon verschiedene so gros als ein sechs Stieberstuck waren. Ihre Augen sahen roth aus, und waren voller Thränen, ihr ganzes Betragen aber zeigte grosse Beängstigung an, welches ein nicht so leicht zu beschreibender Zufall, bey allen hitzigen Kranckheiten aber ein schreckensvoller Vorboth ist. Ihr Hals war so böse, daß ihr das Schlingen höchstens beschwerlich fiel; manchmalen fabelte sie bey grosser Unruhe. Ferner hatte sie einen starcken Durchfall, auch gab sie aus der Mutter viel Geblüte von sich, und der Puls schlug sehr ge-

geschwind und schwach: kurz, sie schien schon mit einem Fuß in dem Grab zu stehen.

Ich gab ihr so viel mit Alaun vermischte Fieberrinde, als sie hinab lassen konnte. Nach Verfluß von zwölf Stunden wurde es mit ihrem Hals besser, so, daß sie ziemlich wohl schlingen konnte, und hierauf nahm sie innerhalb vier und zwanzig Stunden eine halbe Unze vom Extract der Fieberrinde, und zwey Scrupel vom Alaun ein. Mit dieser Arzeney fuhr ich ohne Veränderung drey bis vier Tage fort, worauf sie vom Alaun so kranck wurde, daß ich weniger von solchen nehmen muste, mit dem Extract aber fuhr ich wie vorher fort.

Innerhalb dieser Zeit waren die Flecken alle verschwunden, der Blutsturz lies nach, und der Durchfall nahm ziemlich ab; die Blattern kamen gut heraus, und sie warf viel Speichel aus.

Die Kranckheit hatte ihren guten Fortgang, bis den sechzehenden Tag nach dem Ausbruch; aber nunmehr wurde sie der Arzeney überdüßig, und da beredete sie ihre Wärterin, solche bey Seite zu setzen, welches diese bey vier und zwanzig Stunden lang that. Während dieser Zeit nahm sie wenig Flüßiges zu sich; da man aber glaubte sie seye ganz erträglich und liege in einem süssen Schlummer, meinte ihre Wärterin sie wolle selbige nicht beunruhigen; man konnte aber die Veränderung, welche die Beyseitsetzung der Arzeney und diese Verwahrlosung verursachte, nicht genug bewundern: ihr Puls schlug geschwind und schwach, ihre Säffte aber geriethen in den höchsten Grad der Fäulnis, so, daß sie, den zwanzigsten Tag, vollkommen den heissen Brand bekam, und ihren Geist aufgab.

Dieses sind einige Exempel, von vielen andern so ich anführen könnte, welche die wun-

wunderbare Wirckung dieser Arzeney beweisen. Ich habe dieselbe wircklich im ersten Zeitpunct der Kranckheit vielen gegeben, wo sich die Blutflecken vorher, oder zugleich mit den Blattern eingefunden haben; andern aber zur Zeit der Schwührung, wenn die Materie ungekocht und wässerig ausgesehen; und ich kan versichern, daß solches allezeit mit guter Wirckung geschehen. Nunmehr pflege ich dieselbe durch die ganze Kranckheit hindurch zu geben, bis die Blattern völlig vertrocknen, und ich Zeit zu seyn glaube, die ersten Wege auszureinigen; manchmalen lasse ich sie auch zwischen dem Purgiren etwas länger nehmen, wenn ich finde, daß die vesten Theile geschwächet, oder die Säffte dünne und scharf seyen.

Werde ich zu jemanden geruffen, und finde ich wegen Gegenwart der Blutflecken, der purpurfarben Mähler, der Blutstürze, oder eines frieselhafften Ausschlages, und was dergleichen mehr ist, daß die

gute

gute Beschaffenheit des Blutes verändert, und Gefahr daseye, verordne ich sogleich die Fieberrinde. Durch den schnellen Puls lasse ich mich von dem Gebrauch derselben nicht abschrecken, vielmehr halte ich es für höchstnöthig selbige einzugeben, wenn der Puls schnell und zugleich schwach schlägt. Indem ich genugsamen Grund zu haben meine, daß in solchem Fall, die vesten Theile schwach, die flüssigen aber zu einer faulenden Schärfe geneigt seyen.

Die erzehlten Fälle zeigen, meiner Meinung nach, so wohl als viele andere, die mir vorgekommen, daß nichts besser und geschwinder das Halsweh, in den Blattern heile, als die Fieberrinde; auch habe ich niemalen gefunden, daß sie in derjenigen Art der Blattern, wo ein Speichelflus nöthig ist, denselben im geringsten stopfe.

Wenn im ersten Zeitpunct der Kranckheit, die Fieberrinde durch den Stuhl

wegzugehen scheinet, so ist solches gar nicht schädlich, vielmehr habe ich es dienlich zu seyn befunden. Denn Hoffmann* mercket gar wohl an, daß ein natürlicher Durchfall öffters die Flecken vertreibe, und daß also derjenige den die Fieberrinde verursachet, die Wirckung der Natur nachahmet, und in so ferne dem Arzt in seinem eigentlichen Amt beystehe, vermöge welches er ein Diener der Natur ist.

Bey den meisten, denen ich die Fieberrinde gegeben, habe ich gefunden, daß durch sel-

---

* Der Durchfall sollte er gleich starck seyn, ist gar nicht zu fürchten * * gleichwie in den bösartigen Fleck-Fiebern der Durchfall die Kranckheit hebet, so lehret auch die Erfahrung, daß in den bösartigen Blattern ein gleiches geschahe. Hoffm. de febr. variolos. Thes. patholog. §. 12.

Der Durchfall schadet nicht, wenn wegen unordentlicher Beschaffenheit des Jahrszeit, die Blutflecken dazu kommen, er ist vielmehr ein Hülfsmittel, und führet die bösen Säffte am besten aus. Id. ibid. Cautel. §. 16.

selbige die Zeitigung der Blattern befördert worden, die Kranckheit aber eben daher nicht so lange gedauert habe; welches allerdings wohl in Betrachtung gezogen zu werden verdienet. Insgemein habe ich mich des Extractes bedienet, welches durch Kochung der Rinde, ohne Beysatz eines alcalischen Salzes, bereitet wird: und zwar habe ich es lieber als das Pulver gebraucht; weil ich solches für eben so kräfftig halte, und der Magen des Krancken von selbigem nicht so beschweret wird. Kindern und zärtlichen Leuten, welche für diesem Mittel leichtlich einem Eckel bekommen, habe ich es, unter eine dünne Chocolate gemischet, mit guter Wirckung nehmen lassen: denn wenn diese gehörig versüsset worden, lässet es sich durch solche am besten verbergen.

Ob die Rinde auch zur Verwahrung oder Vorbereitung bey dieser Kranckheit dienlich seye, ist mir zwar nicht bekannt;

doch sollte ich meinen, in Absicht auf die Vorbereitung könne solche ihren Nutzen haben.

Meines Erachtens wird es nicht nöthig seyn, daß ich hier erinnere, wie ich durch Anpreißung der Fieberrinde, andere Methoden oder Arzeneyen, deren man sich sonst in dieser Kranckheit bedienet, gar nicht verachte; vielmehr halte ich dafür, bey einer so schrecklichen Kranckheit, müsse man nichts unterlassen, so dem Krancken Linderung oder Hülffe schaffen könne. Herr Monro hat bereits deswegen das nöthige erinnert, daher ich denn auch den Leser auf seine Schrifft verwiesen haben will.

Obige Wahrnehmungen will ich der Welt nicht als neue Erfindungen aufdringen; sondern weil ich glaube, die Kräffte aller Arzeneyen können nicht besser als durch wiederholte Versuche, und durch genaue zuverläßige Beschreibungen erkennet werden; als habe ich auch die-

diese meine Wahrnehmungen bekannt zu machen, nicht für undienlich gehalten, in der Hoffnung es könnten dieselben vielleicht zu mehrerer Bekräfftigung dessen dienen, was bereits von den Kräfften, dieser mit allem Recht so belobten Arzeney, geschrieben worden.

Worcester den 10. Merz
1746-7.

J. Wall.

IV.

Herrn Johann Gray/

Mitglied der K. G.

Welcher sich nunmehr zu Carthagena, in Spanisch Westindien aufhält,

Nachricht von der peruvianischen oder Jesuiterrinde, als ein Auszug einiger geschriebenen Nachrichten welche er von

Herrn Wilh. Arrot/

einem schottischen Wundarzt erhalten,

Der selbige an dem Ort selbst, wo sie in Peru wächst, gesammlet hat.

Mitgetheilet von Phil. Miller, Mitgl. der K. G. ꝛc.

S. Philosophical Transactions, Vol. XL. Num. 446. p. 81.

Der Baum wovon die Jesuiterrinde herkommet, wächst im Königreich Peru, in spanisch Westindien, und wird vornehmlich in den Provinzen Loxa, Aya-

Ayavaca und Quenca gefunden, welche zwischen dem zweyten und fünfften Grad der südlichen Breite liegen. Dieser Baum ist hoch und hat einen etwas dickeren Stamm als ein Mannsschenckel ist; von der Wurzel auf gehet er spitzig zu, auch hat er keine Zweige bis oben am Wipfel, welcher so regelmäßig wächst, als ob er nach der Kunst beschnitten wäre, wie er denn mit den Blättern eine vollkommene halbe Kugel vorstellet. Seine Rinde ist von aussen schwärzlich von Farbe, und manchmalen hat sie dabey weisse Flecken, woran insgemein eine Art eines Moßes wächst, den die Spanier Barba nennen. Die Blätter sehen den Blättern unseres Pflaumenbaumes sehr ähnlich; sind an der oberen oder holen Fläche dunckelgrün, an der untern oder erhabenen aber, röthlicht. Das Holz ist so hart, als das Holz unserer gemeinen englischen Aesche, und mehr zähe als brüchig oder hart.

Es giebt vier Sorten von der Rinde dieses Baumes, welchen die Spanier folgende Namen beylegen, als nämlich Cascarilla colorada, oder die röthlichte Rinde, Amarylla die gelblichte, Crespilla, die krause, und Blanca die weißlichte; Herr Arrot aber konnte nur zwey verschiedene Sorten dieses Baumes finden, und er glaubet, die beeden andern Sorten der Rinde kämen vom verschiedenen Clima her, wo sie wachsen, und seyen keine besondern Arten von Bäumen. Die Rinde welche Colorada und Amarylla genennet wird, ist die beste, und unterscheidet sich von der Blanca darinnen, daß der Stamm des ersteren Baumes lang nicht so dick ist, als der vom letzteren, und die Blätter sind die oben beschriebenen; da hingegen die Blätter der Blanca grösser sind, und eine mehr hellgrüne Farbe haben, die Rinde aber ist von dicker schwammichter Substanz, von aussen weißlicht, und dabey so zähe, daß man die Axt darzu nö-

thig

thig hat, um sie vom Baum loszubringen. Es ist zwar wahr, wenn sie erst abgeschnitten worden, so ist sie so bitter als die beste Sorte, und hat gegen die Wechselfieber gleiche Wirckung; wann sie aber trocken und lange aufbehalten worden, wird selbige ganz ungeschmack und untauglich; auch ist zu mercken, daß beede Sorten im Curiren von sicherer und geschwinderer Wirckung seyen, wenn sie noch frisch, als wenn sie trocken sind. Da es von der gemeinen Sorte sehr viel giebt; die beste aber sehr rar und schwer zu bekommen ist, so wird von jener jährlich sehr viel gesammelt, und nur mit etwas wenigem von der feinen Rinde nach Panama und von dar in Europa gesendet.

Der Baum von der Crespilla ist eben der von der Amarylla und Colorada, er wächst aber in einem kalten frostigen Clima; daher denn auch die Rinde, nicht nur alleine in Ansehung ihrer Krafft, eine Ver-

änderung leidet; sondern sie siehet auch von aussen weißlicht aus, ob sie gleich innenher zimmetfarb ist, und soll nicht zur Arzeney genommen werden. Diese Sorte wächst nebst der Blanca häuffig in der Provinz Ayavaca, funfzig Meilen von Piura, und zwey und sechzig von Payta, einem Hafen im stillen Meer; wie auch in Cariamango, Gonsonama und Ximbuero, von wannen selbige insgemein nach Payta gesendet, und daselbst für die beste verkaufft wird. Die Blanca wächst auch in der Provinz von Quenca und auf den Gebürgen Caxamarca: aber die wahre, ächte und feine Jesuiterrinde, welche von Farbe röthlicht oder gelblicht ist, wird einig und alleine fünf Meilen weit von der Stadt Loxa biß auf vierzehen Meilen im Umkreis herum, in der von den Spaniern insgemein sogenannten Provincia de las Calvas, gefunden. Diese Stadt liegt zwischen zwey Flüssen, welche sich in den grossen Marannon oder Amazonenflus ergiessen, und

ist von Payta bey hundert Meilen, in gerader Linie aber bey hundert und 10. südostwärts von Guayaquil, und dem gemeinen Weg nach, bey zweyhundert entfernet. Die Orte um Loxa, wo diese feine Sorte gefunden wird, sind la Sierra de Caxanuma, Malacatos, Yrutasigna, Yangana, Mansanamace, la Sierra de Boqueron, und noch ein Ort so Las Monsas heisset.

Die Bäume, so die Rinde geben, wachsen nicht alle auf einem Fleck beysammen, sondern stehen hier und dar in den Wäldern mit andern vermischt. Man findet zwar zuweilen einige beysammen, alleine jeziger Zeit sind sie viel seltener als ehedem, indem sehr viele grosse Bäume, so die feine Rinde geben, ganz umgehauen worden, um ihre Rinde besser abschälen zu können.

Der Boden, worinnen die beste Sorte wächst, ist insgemein rother, dohniger, oder steiniger Grund, und vielmals stehet

sie an den Ufern kleiner Flüsse, so von hohen Bergen herabfliessen.

Daß dieser Baum, das ganze Jahr hindurch, zugleich blühet und Früchte träget, kommt ganz gewiß von den fast beständig anhaltenden Regen her, welche in den hohen Gebürgen wo er wächst, fallen, und wenig oder niemalen nachlassen; doch ist in dem niedrig liegenden Land, auf drey oder vier Meilen weit, bey einer ausserordentlichen Hitze, auch nas und trocken Wetter, wie in andern warmen Ländern, indem die Regen im Dec. anfangen, und im May wieder aufhören. Diese Jahrs-Zeit nennen die daselbst sich aufhaltende Spanier, Temporal, und selbige ist in der dasigen Gegend überall einerley; was sie hingegen Paroma nennen, ist eine kalte, regnichte Witterung, welche überall im Gebürge dieser Gegenden, vom Junio an bis in den Nov. sonderlich aber in der Stadt Loxa und den nahe liegenden Orten

ten anhält, woselbst sich Herr Arrot fünf und 20. bis 30. Tage aufgehalten, ohne nur einmal die Sonne gesehen zu haben, auch hat er daselbst die Lufft so ausserordentlich kalt gefunden, daß er sich beständig in seinen Mantel einwickeln und immerzu bewegen muste, um nur warm zu seyn. Eine solche ausserordentliche Kälte, so nahe an der Linie, ist den Europäern etwas unglaubliches; alleine es befindet sich wircklich in vielen Plätzen so, welche in diesen Breiten liegen, weil sie so nahe bey hohen Gebürgen ihr Lage haben.

Die beste Zeit die Rinde zu schälen, ist vom September bis in den November, welches auch im ganzen Jahr die einige Zeit ist, da es in den Gebürgen eine Zeit lang zu regnen aufhöret. Wenn sie einen Fleck gefunden haben, wo es am meisten dieser Bäume giebt, bauen sie vor allen für die Werckleute Hütten, und sodenn eine andere grosse Hütte, worein man die Rin-

Rinde leget, um sie für der Nässe zu bewahren und trocken zu erhalten; alleine sie lassen sie daselbst, so viel möglich, nur eine sehr kurze Zeit liegen, indem sie schon vorher, vom Platz wo die Bäume wachsen, durch den Wald einen Weg aushauen, der sich zuweilen auf drey bis vier Meilen erstrecket, und zu dem nächsten Pflanzort, oder zu dem nächsten Pachthaus, im niedern Land führet, wohin sie, wenn es der Regen erlaubet, die Rinde bringen, um sie zu trocknen. Wenn diese Vorbereitung geschehen, versehen sie jeden von den Indianern, welche die Rinde schälen, mit einem grossen Messer und einem Sack, der bey funfzig Pfund von der grünen Rinde enthalten kan. Zwey Indianer nehmen allezeit einen Baum, von welchem sie, so weit als sie vom Boden an reichen können, die Rinde abschälen oder abziehen. Hernach nehmen sie einer halben Elle lange Knebel, welche sie an den Baum mit geschmeidigen Weiden, in

ei=

einem schicklichen Abstand, wie die Sprossen einer Leiter, anbinden; und so steigen sie bis an den Wipfel hinauf, da denn der Indianer welcher unten stehet, dasjenige sammelt was der andere abschälet. Dieses nehmen sie wechselsweis vor, und so gehen sie von Baum zu Baum, bis ihr Sack voll ist, welches für einen Indianer, wenn sie genug Bäume haben, insgemein ein Tagwerck ist. Hiebey ist mit aller Sorgfalt zu beobachten, daß man die Rinde nicht nas abschäle; sollte es aber ja geschehen, mus solche sogleich in das platte Land gebracht werden, damit sie trockene, sonst verliehrt sie ihre Farbe, wird schwarz, und faulet; liegt sie auch eine Zeit lang in der Hütte, ohne ausgebreitet zu werden, so laufft sie gleiche Gefahr. Indem also die Indianer mit dem Abschälen beschäfftiget sind, müssen solche die Maulthiere, wenn es das Wetter erlaubet, in den Platz bringen, wo sie getrocknet werden

soll, welches geschiehet, wenn man sie in freyer Lufft ausbreitet, und öffters umwendet.

Herr Arrot machte einen Versuch und sendete bey funfzig Seroons aus den Wäldern nach der Stadt Loxa, wo er solche in ein grosses offenes Haus legte, und unter einer Bedeckung trocknete, so daß sie niemalen der Sonne oder Nachtlufft ausgesetzet war, in der Meinung, durch die Soñe dämpfe ein Ziemliches der zärtesten Theile aus, die Nachtluft aber wäre ihr sehr schädlich; alleine er fand, daß die auf diese Weise getrocknete Rinde, lange keine so schöne frische Farbe hätte als diejenige, so an der offenen Lufft getrocknet worden. Seiner Muthmassung nach, wird diese beste Sorte bald ein Ende nehmen, oder es wird wenigstens sehr schwer seyn, solche zu bekommen, weil nicht nur alleine die bewohnten Gegenden sehr entlegen sind, und in die Wälder, worinnen

nen sie wächst, fast nicht zu kommen ist; sondern weil auch ein Mangel an Indianern seyn mögte, welche solche schälen, weil sie täglich, wegen des harten und grausamen Verfahrens der Spanier, so abnehmen, daß innerhalb weniger Jahre, ihr ganzes Geschlecht in diesem Land zu Grund gehen wird.

Herr Arrot saget, daß die dünne Rinde, welche sich gleich der Zimmetrinde zusammen drehet, und welche man in Engeland sehr hoch achtet, indem man davor hält sie seye von den Aesten geschälet worden, und dahero besser und wircksamer in Heilung der Fieber, nichts anders seye, als die Rinde der jungen Bäume, welche sich so zusammen drehe, weil sie sehr dünne ist, und daß die Rinde der Zweige nicht so viel eintrage, als ihre Sammlung Mühe und Kosten verursachet. Auch hat er mich berichtet, daß wenn die Rinde von einem Baum abgeschälet worden, selbiger

neunzehen bis zwanzig Jahr nöthig habe, bis er wieder wachse, welches gerade das Gegentheil von demjenigen ist, so Doctor Oliver in den Transactionen Num. 290. saget. Diesem fügte er auch noch bey, daß die Frucht keineswegs einer Kastanie gleiche, wie eben dieser Doctor daselbst meldet; sondern sie seye vielmehr einer Schote ähnlich, worinnen ein Saamen enthalten, der wie der Hopfensaame aussehe, und daß er etwas davon nach Engeland gesendet habe.

Er konnte mir nicht sagen, wie es zugegangen, daß die Jesuiter dieser Rinde habhaft geworden, und man sie nach ihnen genennet habe, ausgenommen, daß sie selbige vielleicht zuerst nach Europa gebracht, und sich für die Erfinder ihrer Kräffte ausgegeben haben. Doch versicherte er mich auch, wie man zu Loxa insgemein glaubte, es wäre ihre Krafft und ihr Nutze den Indianern bereits bekannt

gewesen, ehe und bevor ein Spanier zu ihnen gekommen, und daß sie sich derselben bedienet hätten, die Wechselfieber damit zu heilen, welche durch dieses ganze, so ungesunde Land, sehr gemein wären.

V.

Des

Herrn de la Condamine

Nachricht von dem Fieberrindenbaum.

S. *Memoires de l'Acad. Royale des Sciences* 1738. *p.* 319. der Holländischen Ausgabe.

Weil man meine Reise von Quito nach Lima, zum Besten der Compagnie, für nöthig hielte, und wir auch wegen der Regenmonate nichts vornehmen konnten, reisete ich den achtzehenden Januarii 1737. von Quito ab,

und wählte von den beeden Wegen, so von dieser Stadt nach Lima giengen, der eine nämlich durch Guayaquil, der andere aber durch Cuensa, den letzeren, welcher zwar der längste und beschwerlichste ist; alleine ich bekam dadurch Gelegenheit durch Loxa zu gehen, und daselbst den Fieberrinden-baum in Augenschein zu nehmen, von welchem wir bisher in Europa eine sehr schlechte Kenntnis haben. Herr de Jussieu einer von unserer Reisegesellschafft, Doctor von der medicinischen Facultät zu Paris und Bruder der beeden Academisten, dem ins besondere anbefohlen war, botanische Wahrnehmungen zu machen, gab mir einige historische und physicalische geschriebene Anmerckungen mit, welche diesen Baum betrafen, und erläutert zu werden verdienten; auch nahm ich über mich, ihme Nachricht von der bequemsten Jahrszeit zur Reise, welche er nach Loxa vornehmen wollte, zu geben; weil nicht

nicht nur alleine der Fieberrindenbaum, sondern auch eine grosse Menge anderer und seltener Pflanzen, der Neugierde eines Botanisten daselbst eine reiche Ernde versprechen. Obige Anmerckungen haben mir, bey der Untersuchung welche ich anzustellen Gelegenheit gehabt habe, und die ich nun mittheilen will, gute Dienste gethan.

Loxa, oder Loja, welches mit einem, in der Spanischen Sprache gewöhnlichen Hauch aus der Kehle ausgesprochen wird, ist eine kleine Stadt, welche Mercatillo, einer der Capitaine von Gonzale Pizarre, in einem ziemlich angenehmen Thal, am Flus Catamayo angeleget hat. Die beeden Mittaghöhen der Sonne so ich daselbst, den dritten und vierten Februarii 1737, wahrgenommen habe, kommen in so ferne mit einander überein, daß man daraus bestimmen kan, ihre Lage seye in einer mittägigen Breite von vier Graden

und nicht gar einer Minute, und also um siebenzig Meilen mehr südwärts, als Quito lieget. Meiner Beurtheilung nach, ist sie fast unter dem nämlichen Meridiano, bey achtzig Meilen von der peruanischen Küste; die Höhe ihres Bodens aber ist ungefähr im Mittel zwischen der Höhe der Andischen Gebürge und den Thälern der Küste. Der Mercurius den wir bey acht und zwanzig Zoll hoch, in einer Ebene mit der See, und in einer nordlichen Breite von acht Graden, zu Manta in einer Breite von einem Grad, und zu Collao, den Hafen von Lima, in einer südlichen Breite von zwölf Graden; auf den höchsten Bergen aber, wo es hinzukommen möglich ist, funfzehen Zoll hoch beobachtet haben, stunde zu Loxa, den dritten Februarii gegenwärtigen 1737. Jahres, ein und zwanzig Zoll und einer Linie hoch, woraus zu schliessen, wenn man zwischen den verschiedenen Versuchen, so wir in bekannten Höhen gemachet haben, einen Vergleich

gleich anstellet, daß Loxa bey achthundert Ruthen höher als die See liege. Das Clima ist daselbst sehr gelinde, und die Hitze, ob sie schon sehr gros ist, kan doch nicht für unerträglich angegeben werden.

Die beste Fieberrinde, wenigstens die belobteste, wird auf dem Berg Cajanuma gesammelt, welcher dritthalb Meilen südwärts von Loxa lieget, und von daher ist auch die erste, so nach Europa gebracht worden, gekommen. Es ist noch nicht funfzehen Jahre, daß die Handelsleute sich von einem Notario ein Zeugnis geben liessen, daß die Fieberrinde, welche sie kauften, von Cajnuma seye. Den dritten des verwichenen Monats Februarii begab ich mich auf diesen Berg, und hielte mich die Nacht über, zu oberst auf demselben, bey einem Mann auf, der aus dem Land war, und deswegen daselbst seine Wohnung aufgeschlagen hat, um näher bey den Fieberrindenbäumen zu seyn, indem er ordentlicher Weise nichts thut,

 als

als die Rinde sammlet, und solche verhandelt. Auf dem Weg, an dem Ort selbst, und auf meiner Zuruckreise, hab ich Zeit genug gehabt, verschiedene dieser Bäume zu sehen und zu betrachten, und an dem Ort selbst einen Entwurff einer Zeichnung, von einem Zweig mit seinen Blättern, von den Blumen und den Saamen, welche in allen Jahrszeiten zugleich darauf angetroffen werden, zu machen. Ich brachte des andern Tages verschiedene blühende Zweige mit nach Loxa, welche mir dazu dienten meinen Entwurf auszuzeichnen, und nach der Natur zu mahlen, und die Zeichnung habe ich dieser Nachricht beygefüget.

Insgemein unterscheidet man die Fieberrinde in dreyerley Sorten, obgleich einige derselben viere zählen. Es giebt nämlich eine weisse, eine gelbe und eine rothe. Man hat mir zu Loxa gesaget, diese drey Sorten wären nur in Ansehung

ihrer Krafft unterschieden; die weisse hätte gar keine, die rothe hingegen seye besser als die gelbe, übrigens aber seyen die drey Sorten dieser Bäume wirklich nicht voneinander unterschieden. Aber mein Wirth zu Cajanuma, welcher sein Leben auf diesem Berg mit Abschälung der Bäume hinbringet, hat mich versichert, und andere Leute, welche in dieser Sache die beste Nachricht haben, bezeugten mir ebenfals, daß die gelbe und rothe Rinde, in Ansehung der Blume ihres Baumes, ihres Blates und ihrer Frucht, keinen merklichen Unterschied wiesen, ja auch die Rinde selbst, seye von aussen nicht unterschieden, und man könne durch das blose Ansehen, von aussen, sie nicht voneinander unterscheiden; auch erkenne man nur erst die gelbe Rinde, wenn man sie anschneide, weil sie nicht so hochfärbig, und etwas zärter ist. Ubrigens wachsen sie, die rothe und die gelbe, bey einander, auch sammelt man beede Rinden

ohne Unterschied, ob man gleich der ro- then aus einem Vorurtheil den Vorzug giebt; wenn sie aber trocken werden, ist der Unterschied noch geringer. Eine wie die andere siehet obenher gleichbraun aus, und dieses ist das sicherste Kennzeichen von der Güte der Fieberrinde, und die spannischen Kaufleute nennen solches Envezprieta. Auch will man ferner ha- ben, daß sie oben rau und schorbig seye, und sich brechen lasse.

Was den weissen Fieberrindenbaum anbelanget, so hat mich der nämliche Mann versichert, daß seine Blätter mehr rund, und nicht so glatt als der anderen ihre, ja gar etwas rau seyen; auch ist seine Blume weisser, der Saame grösser, und die Rinde äusserlich weißlicht. Er wächst insgemein zu oberst auf dem Berg, und niemalen findet man ihn mit dem gel- ben und weissen vermischet, welche vor- nehmlich um die Mitte, an holen engen

Or-

Orten, und insbesondere in bedeckten Gegenden wachsen. Diesemnach fragt es sich, ob der Unterschied, den man an diesem Baum wahrnimmt, nicht blos vom Unterschied des Erdreiches, und von der mehreren Kälte, welcher er ausgesezet ist, herkomme? Wenigstens bin ich versichert worden, daß diejenige Fieberrinde, so in den wärmsten Gegenden wächst, die kräfftigste seye; welches also mit meiner Muthmassung ziemlich übereinstimmet. Mein kurzer Aufenthalt zu Loxa hat mir nicht erlaubet, den Unterschied der Farbe, der Krafft und der Sorten selbst zu untersuchen, dieses hät Zeit und Versuche, fürnemlich aber das Aug eines Botanisten erfordert; daher wir den hoffen wollen, wir werden durch die Reise des Herrn Jußieu, diese Nachrichten erhalten.

Der Fieberrindenbaum wird niemalen in der Ebene gefunden, er treibet gerade

de in die Höhe, und kan schon in der Ferne von allen Seiten her erkennet werden, weil sich sein Wipfel über die andern, nahe stehenden und ihn umgebenden Bäume erhebet: denn man findet die Fieberrindenbäume nicht haufenweis beysammen stehen, sondern sie wachsen zerstreuet und einzeln, zwischen andern Sorten von Bäumen. Wenn man sie wachsen läßt, werden sie sehr dick, und es giebt einige so dicker als ein Mann sind; und die von mittelmäßiger Dicke, haben einen Durchmesser von acht bis neun Zollen. Heut zu Tage aber ist es etwas seltenes, wenn man einen der so dick wäre, auf dem Berg antrifft, von welchem die erste Fieberrinde hergekommen. Die Bäume von denen die erste Fieberrinde genommen worden, und welche sehr dick waren, sind nunmehr alle abgestanden, weil sie ganz abgeschälet worden, wovon die alten Bäume gewis

ver-

verderben, und eben so hat die Erfahrung gelehret, daß zwar nicht alle, doch einige junge Bäume abstehen, wenn sie abgeschälet worden. Man bedienet sich hiezu eines ordentlichen Messers, welches man mit beeden Händen hält, und damit die Rinde, so hoch als mam reichen kan, anschneidet, und hernach so tief als möglich, unter beständigem Andrücken desselben, herabfähret. Es ist nicht glaublich, daß die Bäume, so man in der Gegend gefunden, wo die ersten gestanden, weniger Krafft als die alten haben sollten, indem die Lage und das Erdreich einerley ist: der Unterschied, wenn er nicht zufälliger Weise entstanden, kan einig und alleine vom verschiedenen Alter herkommen. Der häuffige Gebrauch aber der Rinde, ist Ursache, daß man nunmehr lauter junge Bäume findet. Ich habe keinen gesehen, der dicker als ein Arm, oder höher als zwölf

bis funfzehen Schuh gewesen, und diejenize so jung abgehauen werden, treiben wieder aus der Wurzel.

Man hat mir zu Loxa gesaget, daß ehedem die dickeste Rinde den Vorzug gehabt hätte, und selbige mit Fleis als die kostbarste aufbehalten worden seye, heut zu Tage aber wird die zärteste für die Beste gehalten. Man sollte glauben, dieses seye ein Vortheil für die Kaufleute, weil sich die zärteste besser zusammendrücken läßt, und also in den Säcken und Felleisen, in welche man sie halbzerstossen hinein packet, weniger Raum einnimmt; alleine es hat mich ein Vorsteher der englischen Compagnie vom stillen Meer, zu Panama, wo alle Fieberrinde, welche nach Europa geführet wird, durchmus, versichert, daß der Vorzug, welchen man heut zu Tage der zärtesten Rinde giebt, seinen guten Grund habe,

und

und eine Folge von der chymischen Untersuchung und den Proben seye, welche mit beederley Rinden in Engeland gemachet worden; auch ist es sehr wahrscheinlich, daß weil die dicke Rinde so schwer zu trocknen ist, auch leicht feucht wird und lange so bleibet, selbige daher nicht mehr in solcher Achtung seye. Man hat insgemein die irrige Meinung, wenn die Rinde ihre Krafft behalten soll, so müsse der Baum im abnehmenden Mond, und gegen Morgen zu, geschälet werden; und als der lezere Vicekönig von Peru, der Marquis von Castel Fuerte, einen Vorrath von der Fieberrinde von Loxa kommen lies, um solche bey seiner Ruckreise nach Spanien mitzunehmen, wurde von einem Notario, so wohl hierüber, als auch zum Beweis, daß selbige auf dem Berg Cajanuma gesammlet worden, ein Instrument aufgerichtet.

Die meisten deren Geschäfte darinnen bestehet, daß sie die Rinde sammeln, haben nunmehr dieses Vorurtheil abgeleget; weil sie sonst drey Vierteljahre lang nichts zu thun haben würden, und so machte es auch mein Wirth zu Cajanuma, welcher mich versichert hat, daß es zu allen Jahrszeiten gut seye die Rinde zu sammeln, wenn es trocken Wetter wäre, und daß die Rinde, wenn sie geschälet worden, etliche Tage lang an die Sonne geleget werden müsse, auch, wenn sie gut bleiben soll, nicht ehender eingegepacket werden dürfe, als nachdem sie ganz trocken geworden; dieser Umstand aber seye vornämlich zu beobachten, und ich halte solches allerdings für sehr wahrscheinlich: denn wenn man solches nicht beobachtet, und die Rinde wird vor dem Einpacken nicht untersuchet, so findet man öfters welche, so schimlicht ist, und da pflegen die Kaufleute mehr die Schuld

davon dem Mond, als der Nachläßigkeit derjenigen beyzulegen, welche solche nicht mit gehörigem Fleis getrocknet haben. Mit einer umständlichern Beschreibung der Rinde werde ich mich nicht aufhalten, indem sie in Europa bekannt genug ist.

Die Blätter stehen auf einem Stiel der bey einen halben Zoll lang ist, sie glänzen und sind schön grün, oben dunkler und unten heller; im Umkreis sind sie eben, und wie ein Lanzeneisen geformet, unten rund, oben aber spizig; in der Mitte sind sie anderthalb oder zwey Zoll breit, und dritthalb oder drey Zoll lang. Mitten durch sie gehet, der Länge nach, eine Ribbe, so oben erhaben oder rund und dabey glänzend dunkelroth ist, sonderlich in derjenigen Hälfte, welche gegen den Stiel stehet, und diese Farbe ziehet sich auch manchmalen durch das ganze Blat, wenn es reif geworden. Die

Hauptnerven stehen wechselsweis gegeneinander über, lauffen miteinander in einer Weite von drey oder vier Linien parallel fort, und machen mit der mittleren Ribbe spizige Winkel, welche spiziger als ein halbrechter sind; am Rand des Blates aber endigen sie sich, indem sie parallel in die Runde gehen. Einige von den Eingebohrnen des Landes behaupten, die Blätter von der besten Chinachina, seyen nicht so glatt, ja gar etwas wollicht, dergleichen aber habe ich nicht gesehen.

Jeder Ast vom Gipfel des Baumes endiget sich mit einem oder etlichen Blumensträussen, deren Blumen, ehe sie sich öffnen, wegen ihrer Form und blaulichtgrauen Farbe, den Lavendelblumen ähnlich sehen; wenn sie sich aber öffnen, ändert sich ihre Farbe. Der gemeine Stiel, worauf ein Blumenstraus stehet, kommt aus den Winkeln der Blätter, und theilet

let sich in mehrere kleinere, wovon sich jeder mit einem Kelch endiget, so in fünf Theile zerschnitten ist, worinnen eine Blume sizet, welche fast eben so gros und eben so geformt ist als eine Hiacinthenblume. Sie bestehet nämlich aus einer sieben bis neun Linien langen Röhre, die sich oben ausbreitet, und ordentlicher Weise in fünf, manchmalen auch in sechs Theile getheilet ist, welche innerlich schön carminroth, in der Mitte hoch und dunkel, und gegen den Rand zu blasser sind, am Rand herum selbst aber haben sie gleichsam einen ausgezackten weissen Saum, welchen man nicht gewahr wird, wenn man die Blume nicht genau betrachtet. Zu unterst aus der Röhre kommet ein weisser Stempfel, der oben ein grünes länglichtes Häuptlein hat und bis dahin reichet, wo sich die Blume theilet, auch von fünf Fäden umgeben ist, worauf blasgelbe Zünglein stehen, welche im Inneren verborgen sind. Die-

se Röhre ist von aussen unreinroth und mit weißlichten Härlein bedecket.

Wenn die Blume vergangen, erhebt sich der Kelch in der Mitte wie eine Olive, auch wird er grösser und zu einer zweyfächerigen Frucht; wenn diese vertrocknet, wird sie kürzer und runder, und endlich theilet sie sich von unten nach oben in zwey halbe Schalen, zwischen welchen eine Scheidewand ist, und innenher sind sie mit einem gelblichten, glatten und dünnen Häutlein ausgefüttert, aus welchem sogleich die röthlichten platten und gleichsam blätterigen Saamenkörner herausfallen, von denen viele nicht über eine halbe Linie breit sind. Sie haben einen sehr dünnen Rand, in der Mitte aber sind sie dicker und dunkler von Farbe, auch ist in diesen dickeren Theil das Pflänzlein zwischen zweyen Häutlein enthalten. Diese Saamenkörner, welche mir im Kleinen, den Saamenkör-

nern des Ulmenbaumes ähnlich zu seyn geschienen, sizen schuppenweis, an einem länglichten, und an beeden Enden spizigen Mutterkuchen veste, und dieser Mutterkuchen hängt an jeder Seite an der Scheidewand an; der Form nach sieht dieser einem Haaberkorn ähnlich; doch ist er länger und dünner, auch etwas platt, und hat der Länge nach an der Seite, wo er mit der Scheidewand zusammenhängt, eine Kerbe, an der gegenüberstehenden Seite aber ist er rund und etwas rau.

Es ist sehr schwer diese Saamenkörner, an den Baum selbst, vollkommen reif zu finden; wenn sie reifen, werden sie trocken, und die Bewegung vom Wind machet sie ausfallen, so, daß man am Zweig nur allezeit die hervorkommende Frucht findet, welche, wenn die Blume nur erst kürzlich abgefallen, noch grün

ist, oder man trifft nur die trockenen und leeren Saamencapseln an.

Aus dieser Beschreibung ist leichtlich zu ersehen, wie schlecht die ersten Autoren, so von der Fieberrinde geschrieben, dieselbige gekannt haben, welches sonderlich aus dem Tractat des Sebastian Badus, eines genuesischen Arztes, wahrzunehmen ist, der den Titel führet Anastasis Corticis Peruniani, seu Chinae Chinae defensio.

Den Americanern ist der Gebrauch der Fieberrinde bereits vor den Spaniern bekannt gewesen, und so viel aus einem Schreiben des Anton Bollus zu ersehen, welches ein genuesischer Kauffmann gewesen, der im Land selbst gehandelt hat, und welchen Sebastian Badus angeführet; so haben die Eingebohrnen im Land dieses herrliche Mittel für den Spaniern lang verborgen gehalten; und solches ist auch sehr wahrscheinlich, indem sie noch heut

heut zu Tage diese ihre Uberwinder nicht leiden können. Sie bedienten sich aber derselben, wie man saget, so, daß sie die zerstossene Rinde einen Tag lang im Wasser einweichten, und das Wasser hernach alleine, ohne die Rinde, den Krancken zu trincken gaben.

Es ist auch eine alte Sage, für deren Warheit ich eben nicht stehe, daß die Americaner die Entdeckung dieses Mittels den Löwen zu dancken hätten, welche nach der Meinung einiger Naturkündiger, eine Art eines Wechselfiebers haben sollen. Man saget, daß die Einwohner des Landes wahrgenommen, wie diese Thiere die Fieberrinde fressen, und also hätten sie solche in den Fieberanfällen welche in diesem Land was gemeines sind, eingenommen, und auf diese Weise ihre heilsame Kraft kennen lernen. Im Vorbeygehen will ich hier zugleich anmercken, daß die americanischen Löwen viel kleiner als die

africanischen, und von solchen ganz unterschieden seyen; was aber die Tieger anbelanget, so habe ich in America sehr grosse gesehen, welche von den africanischen gar nicht unterschieden zu seyn schienen.

Ob nun gleich die Krafft der Fieberrinde den Spaniern von Loxa bekannt geworden, und man solche im ganzen Land umher gebrauchet, wie aus verschiedenen Zeugnissen zu erweisen*, blieb sie doch lange verborgen, und die gute Wirckung dieses Mittels wurde erst berühmt, als die Gräfin von Chinchon, Vicekönigin von Peru an einem hartnäckigen dreytägigen Fie-

* Unter andern hat D. Joseph Fausto de la Curva, der zu Loxa gebohren worden, wo er verschiedene Aemter geführet, und im Jahr 1718, 76. Jahr alt, gestorben ist, zu D. Andreas de Munibo, dem Weihbischoff zu Lima gesaget, von welchem auch ich es gehöret habe, daß, als sein Vatter aus Europa dahin gekommen, und ehe man noch die Fieberrinde zu Lima kannte, dieses Mittel zu Loxa bereits in allgemeinem Gebrauch gewesen.

Fieber, etliche Monate lang kranck lag, ohne davon genesen zu können. Sebastian Badus erzehlet solches (Lib. I. cap. 2.) ohne die Zeit dabey zu bemercken, indem er nur blos meldet, es mögte, zu der Zeit als er solches schrieb, etwann dreysig oder vierzig Jahre seyn.

Ich habe diese Zeit entdecket, wie ich in folgendem zeigen werde; es war aber im Jahr 1638, ein Jahr vorher ehe die Regierung des Grafs Chinchon zu Ende gieng, als welcher solche den siebenzehenden December 1639 niederlegte, als dieses Mittel, welches fast das einige ist deme man mit Recht den Namen eines Specifici beylegen kan, bekannt wurde; ob nun gleich diese Geschichte schon bekannt genug ist, so will ich sie doch hier, mit einigen neuen Umständen, anführen. Der Stadtrichter von Loxa, eine Creatur des Graf Chinchon, vernahm daß die Vicekönigin an einem hartnäckigem Fieber darnieder

läge, und schickte also dem Vicekönig seinem Patron, etwas von der Fieberrinde, mit der schrifftlichen Versicherung, daß er für die Genesung der Gräfin gut stünde, wenn man ihr dieses Fiebermittel eingeben würde. Der Stadtrichter wurde also so gleich nach Lima beruffen, damit er selbst zeigen mögte, wie viel man einnehmen müsse, und wie die Rinde zuzubereiten seye, und nachdem man an andern Krancken einige glückliche Proben gemachet hatte, nahme die Vicekönigin die Arzeney ein, und wurde gesund. Hierauf lies sie sogleich von der nämlichen Rinde einen guten Vorrath von Loxa bringen, und wie Badus saget, so geschahe solches auf Ansuchen der Stadt Lima, welche sie darum bitten lies. Jedoch diesem mag seyn wie ihm will, sie theilte die Arzeney selbst an alle diejenige aus, so derselben nöthig hatten, und also wurde sie dazumal unter dem Namen des Pulvers der Gräfin bekannt. Da sie aber einige Monate

nate darauf nicht mehr damit bemühet seyn mogte, übergab sie das noch übrige den Herren Jesuitern, welche die Arzeney ebenfals umsonst auszutheilen fortfuhren, und daher bekam sie den Namen des Jesuiterpulvers, welchen sie lange noch in America und Europa behalten hat. Nicht lange darauf schickten die Jesuiter, von Lima, bey sich ereignender Gelegenheit, durch den Oberprocurator der Provinz Peru, welcher nach Rom reisete, einen guten Theil davon an den Cardinal von Lugo, der von der nämlichen Gesellschafft war, in dessen Pallast sie solche anfangs austheilten, welches nachgehends in der Apothecke der Gesellschafft zu Rom geschahe, da sie denn eben auch die gute Wirckung, wie zu Lima hatte, und den nämlichen Namen behielte, oder auch das Pulver des Cardinals genennet wurde: den Armen gaben sie solche umsonst, andere aber musten so viel an Geld

da=

dafür geben, als sie wog, damit davon die Fracht bezahlet werden konnte, welches noch immer zu Ende des vorigen Jahrhunderts geschahe; man saget auch noch, daß der nämliche Procurator der Gesellschafft, als er, um nach Rom zu reisen, durch Franckreich gieng, dem König Ludwig XIV. der damals noch Dauphin war, das Fieber mit dieser Rinde vertrieben habe.

Als im Jahr 1640. der Graf und die Gräfin von Chinchon nach Spanien zuruckgekommen waren, verkaufte Doctor J. de Vega, ihr Arzt, welcher sie begleitet, und einen Vorrath von der Fieberrinde mitgebracht hatte, das Pfund davon, zu Sevilien, um hundert Realen, und man machte den nämlichen Verschluß damit, auch behielte sie noch immer ihr Lob, bis die noch nicht abgeschälten Fieberrindenbäume seltener wurden, da denn die Einwohner von Loxa aus Gewinnsucht, und weil sie nicht so viel schaffen

konn=

konnten, als man in Europa verlangte, verschiedene andere Rinden unter dasjenige mischten, was sie davon auf die Messen zu Panama schickten; als man aber solches innen wurde, wurde die Fieberrinde von Loxa so verschrien, daß man kaum mehr einen halben Piaster* für das Pfund geben wollte, wofür man vorher, zu Panama, vier bis fünffe, und zu Sevilien zwölfe bezahlte.

Im Jahr 1690, blieben etliche tausend Pfund zu Piura, und am Ufer von Payta, welches der nächste Hafen bey Loxa ist, liegen, ohne daß sie jemand hätte einschiffen wollen, welches der Anfang vom Ruin der Stadt Loxa war, indem diese Stadt heut zu Tage so arm ist, als reich sie ehedem gewesen, da ihre Handlung noch blühete.

Un=

* Ein Piaster gilt acht Realen, und macht so viel als fünf Livres und etliche Souls der heutigen Französischen Münze aus.

Unter den vielen Rinden, welche öffters unter die Fieberrinde gemischet werden, und die man noch darunter mischet, um sie schwerer zu machen, und mehr zu haben, ist eine der vornehmsten, die Rinde des Sperberbaumes (d'Alizier) welcher aber vom Geschmack mehr anziehend, von Farbe innenher röther und aussen weisser ist; alleine diejenige womit man, wegen ihrer Aehnlichkeit mit der wahren noch besser betrügen kan, ist eine Rinde, so man Cucharilla nennet, und von einem im Land bekannten Baum kommet, der vom Fieberrindenbaum weiter nichts ähnliches hat als die Rinde, unterdessen ist sie doch zu unterscheiden, und Kenner lassen sich nicht betrügen. Es ist sehr wahrscheinlich, diese Rinde Cucharilla, seye diejenige so wir Chacrille nennen. Um nun diesem Betrug vorzubauen, gebraucht man seit einigen Jahren die Vorsicht, welche man sonst nicht hatte, jeden Bal-

len

len insbesondere zu besichtigen, und zu beschauen, wovon ich selbst zu Payta ein Zeuge gewesen. Ungeachtet dieser Vorsicht aber, müssen doch die Käuffer, welche gröstentheils und vielmals keine Kenner sind, und niemals, oder fast niemals selbst nach Loxa gehen, und daselbst kauffen, sich einig und alleine auf die Ehrlichkeit der Verkäuffer zu Payta und Guayaquil verlassen, welche öffters auch ihre Waare nicht aus der ersten Hand haben, und solche eben so wenig kennen. Es würde eine der Majestät des Catholischen Königes allerdings würdige Aufmercksamkeit seyn, wenn eine in ihrer Art einige, und zu Erhaltung des menschlichen Geschlechtes so nützliche Handlung, durch kluge Anordnungen gesichert würde.

Man findet täglich auf dem nämlichen Berg von Cajanuma, nahe bey Loxa, und in den benachbarten Gegenden der nämlichen Kette von Bergen, neue Fieberrinden-

denbäume; als nämlich zu Ayavacca, bey dreysig Meilen sudwestwärts von Loxa. Diese Fieberrinde wird gelobet, und seit einigen Jahren ist viel davon verkaufft worden; diejenigen aber so diese Handlung treiben, und einen neuen Strich Landes entdecken, wo es viele dieser Bäume giebt, sind sehr sorgfältig solches geheim zu halten. Man hat auch den Fieberrindenbaum an verschiedenen, ziemlich weit von Loxa entlegenen Orten, entdecket: nämlich in der Gegend Rio Bamba, bey 40. Meilen nordwärts von Loxa, um Cuensa herum, welches um einen Grad weiter nordwärts als Loxa und mehr nach Osten lieget, und denn auch in den Gebürgen von Jaen, funffzig bis sechzig Meilen südostwärts von Loxa. Seit einigen Jahren ist die letzere nach Europa gekommen; alleine zu Panama gilt sie nicht viel, es mag nun seyn daß man selbige nicht so kräfftig befunden, oder daß solches aus

einem Vorurtheil geschehe, so ist es daselbst schon genug, wenn man weis, daß im Hafen zu Cherepe die Cascarilla eingeschiffet worden, welches der ordentliche Weg ist, auf den die Fieberrinde von Jaen kommet, um den Verkauff derselben zu hindern. Man saget alle Fieberrinde von Jaen, seye von der weissen Sorte, wovon oben Meldung geschehen.

Wegen der Menge der Fieberrinde, so jährlich nach Europa kommet, hat man in ganz Peru die Meinung, es werde solche in Europa zum Färben gebraucht; man mag nun aber ehedem eine Probe damit gemachet haben oder nicht, so ist solches doch eine alte Meinung: denn von der Zeit an, da dieselbe wegen des Betrugs der in Loxa damit vorgegangen, in üblen Ruf gekommen, sagt man, die Kaufleute von Europa hätten darüber geklaget, daß solche, weder in den Fiebern noch im Färben, die nämliche Krafft mehr hät-

te. Der Mann bey welchem ich auf dem Berg Cajanuma über Nacht geblieben, hat mich berichtet, daß er einige Schnupftücher bisamfarb gefärbet habe, nachdem er solche drey Tage lang in der angebrühten Fieberrinde liegen lassen, sie würde aber ordentlicher Weise, im Land nicht darzu gebrauchet.

Der Name Quinquina ist americanisch, die Rinde aber welche diesen Namen in Europa träget, ist weder in Peru noch auch in Loxa selbsten bekannt, ausser unter dem Namen Corteza oder Coscara von Loxa, oder welches noch gemeiner ist, Coscarilla, Rinde von Loxa, oder die zarte Rinde. (petite Ecorce) Der Name Jesuiterpulver ist eben so wenig mehr im Gebrauch als die Namen Fieberholz, Palo de Calenturas; es giebt aber auch noch einen andern, und in verschiedenen Provinzen des mittägigen America sehr bekannten und berühmten

Baum,

Baum, welcher Quina Quina, und in der Provinz Maynas, am Ufer des Maranon, Tatche genennet wird. Aus diesen Baum trieft, wenn er angeschnitten wird, ein wohlriechendes Harz, und sein Saame, welchen die Spanier, Pegitas de Quina Quina nennen, hat die Form einer Bohne oder platten Mandel, und stecket gleichsam in einem doppelten Blat, auch enthält er zwischen dem Kern und der äusseren Bedeckung, etwas von diesem aus dem Baum triefenden Harz, und wird vornehmlich zum räuchern gebraucht, welches man für sehr gesund und kräfftig hält; doch ist er ehedem viel höher als heut zu Tage geachtet worden; ich habe bereits durch andere Gelegenheit etwas von diesem Saamen nach Franckreich geschicket, und werde auch mit dieser Schrifft etwas davon übersenden.

Im Kloster des heiligen Francisci zu Tarixa, in der Provinz Charcas ist ein

aus diesem Holz Quina Quina gemachte Kreutz, so funfzehen Schuh hoch ist, und drey aus demselben verfertigte Nägel hat, welche an den Armen und am Fus des Kreutzes stecken, und wie uns der Pater Mendoza,* ein Franciscaner berichtet so haben solches die ersten Missionairs im Jahr 1616, gefunden.

Der Pater Calancha, ein Augustiner, behauptet in seiner Chronick **, es wäre solches vom Apostel St. Thomas selbsten eingesetzet worden. Dieser Baum wächst in verschiedenen Provinzen von Oberperu gar häuffig, als nämlich in der Gegend von Chuquizaca oder la Pata de Tarya de Misque, de la Plaz rc. und die Missionairs haben ihm die Namen des Kreutzbaumes, des Baumes der Nägel und Wunden unseres Heilandes beygeleget.

* Chron. de S. Ant. de Charcas S. Franc. Lib. 6. cap. 21. pag. 121. col. 2.

** Chron. Aug. Peruv. Tom. I. Lib. 2. cap. 3. p. 222. Col. I.

get. Die Eingebohrnen des Landes machen aus dem harzigen Gummi, oder aus dem Balsam des Baumes, Rollen, welche sie zu Potosi und zu Chuquizaca verkauffen, wo man sich derselben nicht nur alleine zum Räuchern, sondern auch zu anderem Arzeneygebrauch bedienet, indem man sowohl Pflaster als auch ein Oehl daraus bereitet, auch brauchen sie dieselben ohne alle Zubereitung, und da tragen sie solche nur in der Hand und drehen sie beständig herum, um so wohl die Ausdünstung zu befördern, als auch die Nerven zu stärcken, und bey denjenigen so mit dem Podagra behafftet sind, die Gelencke wieder gangbar zu machen, wovon sie viele Exempel anführen. Die Türcken bedienen sich des Labdami auf gleiche Weise. Nun ist noch übrig zu zeigen, warum die Rinde von Loxa in Europa und in den übrigen Welttheilen, den Ort wo sie wächst alleine ausgenommen, den Namen Quinquina bekommen habe.

Unter den übrigen Kräfften, welche dem von uns oben beschriebenen balsamischen Baum, den die Eingebohrnen des Landes allezeit, und nachgehends auch die Spanier, Quina Quina genennet haben, wird die vornehmste der Rinde zugeschrieben, welche man für ein vortrefliches Fiebermittel hielte. Ehe der Baum von Loxa entdecket worden, war der andere, weil er das dreytägige Fieber heilte, sehr berühmt, und die Jesuiter von de la Paz oder Chuquiabo sammelten die Rinde davon, welche sehr bitter ist, mit aller Sorgfalt, und pflegten solche nach Rom zu senden, woselbst sie unter ihrem wahren Namen Quina Quina ausgetheilet, und wider die Wechselfieber gebrauchet wurde. Nachdem nun aber die Rinde von Loxa auf gleiche Weise nach Europa und nach Rom kam, wurde das neue Fiebermittel mit dem alten verwechselt, und als das von Loxa den Vorzug erhielte, hat es des ersteren, wel-

welches nunmehr fast gänzlich in Vergessenheit gekommen, Namen behalten; der Name Cascarilla, oder zarte Rinde, welchen die Rinde von Loxa führte, scheinet derselben gegeben worden zu seyn, um sie von einer andern zu unterscheiden, welches sonder Zweifel diejenige gewesen, woraus das alte Fiebermittel bestund.

Badus hat beede Bäume miteinander verwechselt, weil er den alten nicht gekannt hat, und daher kan er dasjenige, was sein genuesischer Autor saget, mit andern Nachrichten nicht vergleichen. Praeter corticem, schreibt Badus, sunt qui dicunt inesse eandem virtutem, fugandis febribus, semini arboris illius, quod patrio sermone seu Hispano dicunt Pipitas de Quina; estque simile, aiunt, semini Cucurbitae. . . non conuenit cum eis *Bollus*, qui ait arborem sponte sua nasci, negatque insuper, inesse ei fructus ullos . . . Addit idem *Bardi*, resinam

quo-

quoque inesse arbori seu cortici, nescio an sit supparis virtutis cum cortice & illo semine. *Bad.* Anast. Cort. Per. Cap. 1.

Zu Loxa und Lima habe ich von den Einwohnern des Landes, auch so gar von den ältesten, wenig Nachricht von dem was die Entdeckung der Fieberrinde anbetrifft, erhalten können, das meiste was ich im vorigen davon angeführet, habe ich einer spanischen Handschrifft zu dancken, so in der Apothecke der Gesellschafft der Jesuiter von St. Paul zu Lima, in gänzlicher Vergessenheit und im Verborgnen lag, mir aber von dem Pater Bertram Herbert, einem Französischen Jesuiten, in der nämlichen Stadt, bekannt gemachet worden. Diese Handschrifft welche nur blos einen lateinischen Titel und Vorrede hat, führet die Aufschrifft: De Cortice Quinae Quinae et de Loxa, etsi diversarum arborum vniformis virtutis. Aus einer im Werck selbst an=

angeführten Stelle erhellet, daß der Autor solches im Jahr 1696. geschrieben habe, und am Ende stehet 1699. Der Autor ist Dom Diego de Herrera, welcher im Jahr 1712 oder 13, nach allgemeiner Aussage aller die ihn gekannt haben, in einem Alter von beynahe hundert Jahren, gestorben ist, so, daß dieser damals lebende Scribent, welcher ganz Peru durchstrichen, wie er an verschiedenen Orten in seinem Werck versichert, als ein Augenzeuge, von den meisten Nachrichten so er uns mittheilet, gelten kan. Diese Handschrifft war, wie der Autor selbst bezeuget, ein Theil eines grösseren Werckes, indem es nur das vierte Capitel des weitläuftigen dritten Buches von den Pflanzen und andern zur Arzeney dienlichen Dingen von Peru ist. Das ganze Werck so in vier Bücher abgetheilet war, führte den Titel: Circa materias Peruanas, scilicet, de thermis, de aquis, de

morbis endemiis regionalibus, etc. Ich habe nicht das geringste davon in Lima ausfindig machen können.

Was die Abstammung des Namens Quina Quina betrifft, so giebt uns der nämliche Autor folgende, sehr unwahrscheinliche Nachricht davon, indem er saget, daß die Saamen des so genannten balsamischen Baumes, also könnten genennet worden seyn, wegen ihrer Aehnlichkeit so sie mit offenen Wunden haben, dergleichen fünfe in dem Schild von Portugall unter dem Namen Quinas vorgestellet werden. Diese Abstammung scheinet nicht nur alleine gezwungen zu seyn, und stimmet gar nicht damit überein, daß es, wie der Auctor selbsten zugiebt, eine ausgemachte Sache seye, daß nämlich der Name Quina seinen Ursprung von der alten Sprache von Peru habe; unterdessen hat mir doch niemand in Lima, und anderer Orten, von denenjenigen so die

Spra=

Sprache vollkommen verstunden, so viel ich auch fragte, sagen können, was dann in selbiger das Wort Quina heisse. In einem alten Wörterbuch der Sprache Quichoa, wie diese Sprache der alten Peruaner zur Zeit der Ingas genennet wurde, welches Wörterbuch zu Lima im Jahr 1614. gedruckt worden, habe ich das Wort Quina ai gefunden, welches heut zu Tage nicht mehr im Gebrauch, und auch selbst den Eingebohrnen des Landes nicht bekannt, indem ihre Sprache durch Untermischung der Spanischen sehr verändert worden; in dem Wörterbuch aber wird es durch das Spanische Mantelilla India übersetzet, welches eine Art eines Mantels oder einer Kappe bedeutet, deren sich die Eingebohrnen zu bedienen pflegen. Da die Sprache Quichoa sehr wenig Wörter hat, und in selbiger, um diesen Mangel zu ersetzen, fast kein Wort ist, welches nicht, auf eine metaphorische Art,

verschiedene Dinge bedeute, so lässet sich sehr wahrscheinlich vermuthen, daß Quina ai, welches insgemein einen Mantel anzeigte, auch so viel als Rinde heisse, wenn die Rede von einem Baum ist, oder wenigsten, kan es ehedem so viel bedeutet haben. Den geringen Unterschied in der Endigung, welcher in den Wörtern so von einer Sprache in eine andere aufgenommen werden was gemeines ist, halte ich für nichts. Sollte diese Abstammung Beyfall finden, so ist in Ansehung der Wiederholung Q u i n a Q u i n a keine Schwierigkeit übrig, indem dergleichen Wiederholung in dieser Sprache, sonderlich aber in Benennung der Pflanzen was gar gemeines ist. So pflegen sie verschiedene andere Pflanzen mit solchen verdoppelten Namen zu benennen, als Vira Vira, Pinco Pinco, Saya Saya, Moco Moco da sie denn durch diese Verdopplung eine mehrere Krafft der Pflanze anzeigen wollen. Gesetzt nun also, Quina heis=

heisse auf indianisch so viel als Rinde, so würde Quina Quina so viel als vortreffliche Rinde, oder die Rinde aller Rinden bedeuten.

Es gehet übrigens der Fieberrinde, wie es fast allen gemeinen und wohlfeilen Mitteln, in dem Land wo sie wachsen und leichtlich zu haben sind, zu gehen pfleget. In Peru stehet sie, überhaupts davon zu reden, in schlechter Achtung, auch braucht man sie wenig: ja zu Lima fürchtet man sich vielmehr davor und bedienet sich derselben wenig, noch weniger zu Quito, und zu Loxa fast gar nicht. Zu Puerto Viejo habe ich einem spanischen Creolen, der schon einige Monat das Fieber hatte, etliche mal von einer Fieberrinde, die ich aus Franckreich mit gebracht hatte, etwas eingegeben, und damals fande ich in dieser Stadt, welche von Loxa etlich und sechzig Meilen, und nahe bey Guayaquil liegt, wo mit der Fieberrinde ein starcker Handel getrieben

wird,

wird, keinen einzigen Einwohner der jemals von dieser in der Nähe wachsenden, und in den übrigen Welttheilen so berühmten Arzeney, hätte reden hören.

Die Abbildung des Saamens vom Fieberrindenbaum, welche ich meiner Nachricht beygefüget habe, ist an dem Ort selbst und an dem Tag verfertiget worden, da ich verschiedene Zweige des Baumes, so auf den nachgelegenen Berg, wo der Baum wächst, mit den Blättern, Blumen und Früchten gesammelt worden, nach Loxa gebracht habe. Ich habe in meiner Nachricht angezeiget, daß es sehr schwer seye diesen Saamen, an dem Baum selbst, völlig reif zu finden, weil er bey seiner Zeitigung trocken wird, und aus seinem Gehäuse ausfällt, daher bin ich gezwungen worden, diejenigen Saamenkörner, so ich abgebildet habe, aus ihren noch nicht völlig reifen Gehäusen heraus zu nehmen, und da diejenigen so ich nach Lima

ma mitgebracht habe, unterwegs nas und hernach sehr trocken geworden, habe ich sie in das Wasser geleget, um sie aufquellen zu machen, als ich meinen ersten Entwurf davon copirte um solchen der Academie zu übersenden, da ich denn keinen Unterschied wahrnehmen konnte, wie jeder sehen wird, wenn man die Saamen, so ich nach Franckreich geschicket, mit der Abbildung vergleichen will.

Nachdem ich wieder in Quito angekommen, habe ich Gelegenheit gehabt, neuen Saamen von Loxa kommen zu lassen, in der Absicht, eine Probe damit zu machen, ob er aufgehen würde, auch habe ich verschiedene Versuche damit angestellet, alleine sie sind mir misrathen.

Weiter in dieser Sache zu gehen ist meines Thuns nicht; daher lasse ich mir genügen, daß ich durch meine erste Untersuchungen und Nachrichten, die Herren Botanisten, wie ich hoffe, in den Stand ge=

gesetzet habe, das Geschlecht, die Art und den Character eines Baumes zu bestimmen, der bisher den Naturkündigern so unbekannt gewesen, als berühmt hingegen seine Rinde, wegen ihrer Krafft, durch die ganze Welt ist; ja man kan sogar sagen, daß er nicht einmal einen eigenen Namen habe, weil der Name Quina Quina, den er nur in Europa führet, der Name eines andern Baumes ist, welchen man diesem aus Zweydeutigkeit beygeleget hat, wie ich in dieser meiner Schrifft gezeiget habe; wie auch, daß er im Land wo er wächst, und in dem ganzen mittägigen America, nur blos unter dem Namen des Baumes mit der zarten Rinde, Arbol de la Cascarilla, bekannt seye.

Seit meiner Zurückkunfft nach Quito, hat mir der Gegenschreiber der Kaufhäuser von Payta fünferley Muster von der Fieberrinde geschicket; das eine davon war

von

von Loxa, und die übrigen aus verschiedenen andern Orten, und sonderlich von zwey wo solche ganz kürzlich erst entdecket worden. Die Hälfte davon habe ich an Herrn Jussieu, überschicket, der damit zu Quito verschiedene glückliche Proben gemachet hat, wobey er, die hier nöthige Vorsicht, nicht aus der Acht gelassen, den Namen der Arzeney, welche in ihrem Vatterland gar nichts gilt, und von den meisten Krancken verabscheuet wird, sorgfältigst zu verschweigen; die andere Hälfte habe ich der Academie übersendet, und den Namen der Orte, wo die verschiedene Porten wachsen, zugleich dabey angezeiget.

Erklärung der auf der ersten Tafel befindlichen Abbildungen.

A. Die Vorstellung eines Zweiges vom Fieberrindenbaum, mit seinen Blättern, Blumen und verschiedentlich beschaffenen Früchten.

BBB. Verschiedene Vorstellungen der Blumen des Fieberrindenbaumes.

B. Eine einzelne Blume mit sechs Einschnitten.

b. Eine Blume welche zu dem Ende aufgerissen worden, um derselben Stempfel und Fäden zu zeigen.

CCC. Knöpfe so noch nicht aufgegangen.

DDD. Die Frucht des Fieberrindenbaumes in verschiedener Beschaffenheit, vor ihrer Zeitigung.

DDD. Eben dieselbe, nachdem sie sich geöffnet und der Saame herausgefallen.

E. Ein Blat von oben. E. von unten.

II. Tafel.

F. Ein nach der Natur gemachter Abdruck eines Blates, um an solchem den Umris und die Adern deutlich zu zeigen.

G. Eine abgerissene Frucht, so sich öffnen will.

H. Eine

H. Eine halbe Schale, aus welcher der Mutterkuchen nebst dem Saamen genommen worden. Auch sieht man in solcher noch einen Rest von der Scheidewand.

I. Der noch mit dem Saamen besetzte Mutterkuchen, von der erhabenen Seite vorgestellet, welche am holen Theil der halben Schale H. anlieget.

I. Eben derselbe von der platten oder innern Seite anzusehen, womit er an der Scheidewand der Frucht anlieget.

ij. Eben dieser Mutterkuchen getrocknet, von oben und unten, oder von innen und aussen anzusehen.

l. Eines von den Saamenkörnern womit der Mutterkuchen besetzet ist.

L. Eben dasselbe vergrössert.

M. Eine offene halbe Schale, woraus natürlicher Weise der Saame gefallen, mit ihrem inneren Häutlein.

NN. Eben dieses Häutlein, mit welchen die halbe Schale M. ausgefüllet ist, von innen und von aussen.

OO. Der trockene und im Wasser aufgequol-

quollene Mutterkuchen, von innen und von aussen.

P. Einer von den Fäden vergrössert a von vornen, b von hinten, wo der Faden angewachsen ist.

Q. Eine geöffnete Blume, in natürlicher Grösse vorgestellet.

R. Die Blume nach der Länge geöffnet, damit man sehe wie die Fäden wachsen, wie viel ihrer seyen, und wie sie liegen.

S. Der von der Blume abgesonderte Stempfel. a Der Eyerstock; b der Kelch so oben darauf sitzet; c der Griffel; d das in zwey Theile getheilte Ende des Griffels.

Da in der Beschreibung der Blume des Fieberrindenbaumes, der Kelch derselben nicht umständlich genug beschrieben, und das Ende vom Griffel, als stumpf angegeben worden: so haben diese beede geringe Fehler nicht besser können geändert werden, als durch die genaue Abbildung der Blume und ihrer Theile, da man denn sehen wird, daß der Kelch oben auf dem Eyerstock eine kurze Röhre machet, welche oben fünf Spitzen hat, und daß das Ende des Griffels nicht einfach seye, sondern sich in zwey Theile theile.

)o(

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Huth, Georg Leonhart, 1705-1761 / Huth, Georg Leonhart, / Douglas, John,

Sammlung verschiedener die Fieberrinde betreffender Abhandlungen und Nachrichten

Nürnberg 1760

M.med. 497
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10287026-6
VD18 15231763-001